Sämmtliche
Werke
des
Verfassers der Beatushöhle.

Wohlfeile Ausgabe.

Mit Stahlstichen nach Originalzeichnungen von J. Leudner.

Zweiundvierzigster Band.

Enthält:

Erzählungen und Mährchen.
II.

Regensburg, 1843.
Verlag von G. Joseph Manz.

Erzählungen

und

Mährchen.

Der gesammten edleren Lesewelt,

besonders

der reiferen Jugend dargereicht.

Von dem

Verfasser der Beatushöhle.

Zweiter Band.

Mit einem Stahlstich

nach Originalzeichnung von J. Leudner.

Regensburg, 1843.

Verlag von G. Joseph Manz.

Die Erdbeeren.

Eine Erzählung.

Adolph Wingold, Edler auf Hohengau, ein ausgezeichneter Staatsbürger und Familienvater, lustwandelte mit seinen drei Kindern Ferdinand, Alfred und Amalia an dem heitersten Erstlingssommermorgen durch die romantischen Waldpartieen eines berühmten Badeortes. Er war vor einigen Tagen aus der Stadt hieher gekommen, um sich sowohl von den schweren Geschäften des ganzen Jahres zu erholen, als auch die Feier eines Tages zu begehen, den er von frühester Jugend an unter Dankesthränen zu Gottes Vorsicht und Güte im steten Andenken erhalten hatte.

Der brave, einsichtvolle Vater, der seine Kinder mit wahrhaft mütterlicher Liebe an sich schloß, unterließ es nie, so schöne Gelegenheiten zum Besten in der Erziehung derselben zu benützen. Und er gab sich daher jedes Mal die Mühe, die jungen Herzen vom Anstaunen der lieblichen Schöpfungen zur dankbaren Anbetung des Schöpfers aller dieser Wunder in der Natur hinüberzubringen. Und wenn es ihm dann so geglückt, und sie knieten, die Hände in einander geschlungen, unter den Schatten einer Buche, oder an

dem Ufer eines Bächleins, an dem das zarte Vergißmeinnicht blühete, oder wenn sie beteten in der dunkeln Taxuslaube, umduftet vom Balsam hundertblättriger Rosen — wie stand er in Freudenthränen und schloß jedes dieser theuren Liebespfänder inniger an's Vaterherz! —

Aber heute hatte er sich die Erzählung seiner Jugend vorbehalten. Und er wollte dieß um so weniger unterlassen, da Alfred, der jüngere Knabe, der unter das Buchengehäge vorausgeeilt war, freudig mit einem Erdbeerstrauß, woraus den Edelmann jedes Beerchen an die Vergangenheit erinnerte, zurückkehrte, um den lieben Vater mit diesem Geschenke zu überraschen.

„Ich danke dir, mein Alfred, sprach Wingold gerührt, indem er sich eine Thräne vom Auge trocknete, du hast mir hiemit eine Gabe gereicht, deren Bezug auf mein ganzes Leben und Glück von den Jahren meiner Jugend an dir und deinen Geschwisterten noch nicht bekannt. So sey es aber nun, daß ich euch die Geschichte meines Lebens erzähle, damit ihr die herrlichen Fügungen Gottes anbeten, und das Andenken eines Mannes ehren möget, dem ich nach Gott mein ganzes Glück zu verdanken habe.“ —

Nun ging der Vater mit den Kindern noch einige Schritte hinan, bis sie die Spitze des Hügels erreicht hatten, wo die Schatten dreier Buchen zu freundlicher Rast und Ruhe winkten. —

„Hier setzt euch im Kreise!“ sprach er, und fing zu erzählen an:

„Es war vor dreißig Jahren am Tage der Heimsuchung Mariä, als die Bewohner eines romantischen

Städtchens am Rhein sich der grenzenlosesten Freude überließen über den Auszug der fremden Truppen, die sie Monate lang belästigt hatten. Die Brust eines Jeden athmete freier. Man besuchte die sonst gewohnten, seit langer Zeit aber vermiedenen Unterhaltungsplätze und Spaziergänge. Man grüßte sich gegenseitig über die Straßen hin, und wünschte sich von Herzen Glück, daß man endlich einmal von den schweren Einquartierungen befreit, und der Schauplatz des Krieges in andere Gegenden verlegt sey. Spiele wurden gegeben für Jung und Alt. Und der Bürgermeister und die hohen Räthe der Stadt saßen an köstlichen Tafeln. Selbst dafür war gesorgt worden, daß die Aermsten und Dürftigsten der Bewohner, den nagenden Brodsorgen entbunden, diesen Tag freudig und wohlgemuth hinbringen konnten. Dazu that der Himmel auch sein Bestes. Denn er hatte wieder einmal nach vielen regnerischen, grauen Tagen die freundliche Sonne hervorgeführt; und damit ihre Hitze, wie es zu dieser Jahreszeit gewöhnlich ist, nicht zu sehr belästige, strich durch die Landschaft ein angenehm abkühlendes Lüftchen."

Während dem sich auf diese Weise die ganze Stadt den Vergnügungen hingab, und vielleicht die Wenigsten der Einwohner daran dachten, dem allgütigen Vater im Himmel, der doch der Geber dieser Vergnügungen war, vor Allem kindlich zu danken — saß ein armer Knabe von zehn Jahren an dem Ecksteine eines großen vornehmen Hauses, das rechts und links in eine Gasse führte — und sah ganz wehmüthig und traurig dem lustigen Treiben und Wogen der Vorüberziehenden zu. Der Knabe hatte kein gleichgiltig Gesicht. Das

blaue Auge und über ihm die hohe gewölbte Stirne, über die blonde Locken nachläßig herabfielen, mochten ihm ein ernsthaft Ansehen geben, das die Blässe der Wangen, die durch Hunger und Herzeleid entfärbt waren, nur noch leidender und mitleiderregender gestaltete."

„Die Leute aber, die an ihm vorüber rannten, sahen doch von Allem dem nichts. Denn sie waren von der Freude des Tages zu sehr eingenommen, und — der Knabe war fremd. Auch war seine Kleidung, die aus leinenen Beinkleidern, einer alten Husarenjacke, einem grünen abgetragenen Hute, und aus Holzschuhen bestand, von der Art, daß er allenthalben für nichts Anderes, als für ein Bettelbube angesehen wurde. Er wollte aber nichts weniger, als betteln, sondern nur seine Beeren, die er in einem zierlichen, aus Weiden geflochtenen Körbchen am Arme trug, an Einen der Vorübergehenden verkaufen. Daher ließ er oft sein helles, einladendes: „Kauft Beeren! Kauft Erdbeeren! Zuckersüße Beeren!" durch die Gasse verhallen. Allein man achtete seiner nicht. Und wenn man seiner achtete, so geschah es nur auf eine unfreundliche Weise, indem man ihn mit Scheltworten zur Ruhe verwies, oder ihm wohl gar einen derben Seitenstoß versetzte, daß er beinahe am Steine hinabgesunken wäre. Doch er ließ sich nicht irre machen, und wollte gerne harren, so lange die Sonne am Himmel stände."

„Da aber die Sonne schon hinter den Mauern der Stadt verschwunden, und er die Erdbeben immer noch nicht verkauft hatte, wurde ihm recht wunderlich zu Muthe, und er fing bitterlich zu weinen an. „Ach,

mein armer, kranker Vater! seufzte er, wie bang wird dir um mich seyn, wenn du so lange umsonst meiner harrest. Und wie schmerzt es mich, daß ich dir nicht einmal ein Stück weißen Brodes zur warmen Suppe mit nach Hause bringen kann!" — Dann kniete er nieder am Steine, und während die Bittthräne rann aus dem feuchten Auge, betete er voll kindlicher Inbrunst: „Du Gott des verlassenen Vögeleins in der Luft und des einsamen Blümleins auf der Wiese, o sieh auch heute gnädig hernieder auf den armen Husarenknaben, der für seinen Vater fleht und bittet. Du hast mir bisher noch jedes Mal mild und freundlich vergönnt, daß ich mit dem Erlös der Erdbeeren den kranken Invaliden dort im Walde ernährt. Schicke mir auch heute ein mildthätiges Herz, das mit ein paar Groschenstücken meinen Jammer endet und die Schmach des armen leidenden Vaters. Ach, ich will ja gerne hungern, wenn nur Er eine stärkende Suppe hat. Ich will gerne wachen durch die ganze Nacht, wenn Er nach dem Genusse einiger Tropfen Weines im süßen Schlummer die Genesung findet. So hilf, lieber Gott, hilf, und laß mich meine Erdbeeren verkaufen! Hilf dem armen Husarenknaben und seinem Vater!" —

„Und siehe, kaum hatte der Knabe nach diesem brünstigen Gebete voll kindlicher Zuversicht das Auge sich getrocknet — da stand vor ihm ein Mann in vornehmer Tracht, der voll Mitleid in seine Börse griff, und dem vor frohem Staunen zitternden Jungen zwei große Silbermünzen in die Hand drückte, mit den Worten: „Gieb mir die Beeren sammt dem Körblein; du aber nimm dieß Geld, und eile und tröste deinen

Vater. Vergiß in deinem Leben nie, so kindlich fromm zu beten — und du wirst stets Erhörung finden!" —

„Darauf ging der unbekannte, brave Mann, an seinem Arme das Körblein mit den Beeren, in das große Haus zurück, vor dem der Knabe seine Frucht bisher vergebens feil geboten. Dieser aber, nachdem er sich von der ersten Freude erholt, und zehnmal nachgerufen: Dank Gott und dem guten Herrn! eilte, um Brod zu kaufen — und dann fort, im Trabe fort nach dem Walde, wo der arme kranke Vater schmachtete."

Nachdem der Edle von Hohengau seinen Kindern also erzählt, sahen sich diese gegenseitig an, als wollten sie leicht errathen, wer der arme Husarenjunge gewesen. Amalia, die zartfühlende Tochter neigte ihr Haupt an des Vaters Herz, um da die Thräne der Rührung zu verbergen, erdinand zog dessen Hand an seine Lippe und küßte sie im Ausdruck blühender Jünglingskraft; Alfred aber war eben im Begriffe, mit der Art überquillender Kindlichkeit das Räthsel zu lösen — da gebot der Vater mit erhobenem Finger Stille, und fuhr in der Erzählung fort:

„Wir versetzen uns jetzt im Geiste mitten in das nahe gelegene Wäldchen, wohin der Fuß des armen Knaben eilt. Eine niedere halbverfallene Mooshütte lehnt zwischen zwei gewaltigen Eichenstämmen. D'rinnen in der Hütte — ach, wie sieht es da so armselig und erbärmlich aus; kein Tisch, keine Bank, kein Ofen, keine Bettstelle. In einem Eck lehnt ein verrosteter Karabiner und Husarensäbel, dort ein Stelzfuß und

ein hölzerner Arm — und hier — o Elend über Elend — hier liegt auf einem zerrissenen Mantelsack, der einen Bündel Stroh und Reißig überdeckt, ein alter kranker Invalide. Sein rechter Fuß und linker Arm liegen auf dem Schlachtfelde begraben — und ach, seine verzehrte Brust voller Narben wird auch aus diesem Leben bald in ein anderes hinüberschlagen. Ein Krug mit Wasser, schon in der Frühe von der Quelle geholt, soll den Fieberdurst stillen, und trockene Brodrinden sind seine Stärkung und Arznei."

„Wo bleibt mein lieber Knabe so lange? seufzt der arme Mann, und streckt die Hand, so vom Kugelregen verschont geblieben, flehend zum Himmel: Ach, Gott verhüte, daß ihm unter Weges was Leids begegnet. Wie bange müßt' ich aus dieser Welt gehen, wenn noch die Nachricht von einem Unglücke, das ihn getroffen, oder gar von seinem Tode meine letzten herben Augenblicke leidensvoller machen würde. Doch nein, lieber Gott im Himmel, dem ich stets mich und mein Kind vertraut, nein, das thust du nicht! Du bürdest meinen schwachen Schultern keine größere Last auf, als sie zu tragen vermögen, ehe sie hinuntersinken zur letzten Ruhe. So sey der Knabe deinem Schutz empfohlen, und der alte Invalide, der nun bald vor dir erscheinen muß, deiner großen Barmherzigkeit." —

„Der Invalide, meine lieben Kinder — fuhr Wingold, nachdem er sich eine Thräne von der Wange getrocknet, zu erzählen fort — der Invalide hatte in ruhiger Zeit von seinem Könige, für den er Arm und Bein verloren und so viele Narben am Leibe trug, wohl eine kleine Pension genossen, die ihn doch wenig-

stens vor Hunger und Durst und Blöße schützte. Allein in jener kriegerischen Zeit, da Alles d'runter und d'rüber ging, unterblieb diese Gnadenspende und der arme Stelzenmann kam sehr in Noth. Doch war er zufrieden, so lange er sein Stücklein Brod an den Thüren barmherziger Leute sich erbetteln konnte. Nun aber kam der Krieg in's Land, und er mußte sich vor der Wuth feindlicher Soldaten, die am wenigsten das Leben eines alten Helden, der seinen Säbel im Blute der Ihrigen gefärbt, schonen wollten — hieher in diese halbverfallene Hütte flüchten, wo er nun allein von dem Erlös der Erdbeeren, die sein Knabe zu Markte trug, das mühselige Leben fristen konnte." —

„Nachdem der Invalide gebetet, wie ich euch vorhin erzählt, wandte er das Haupt getrost und ruhig gegen die Wand, um zu versuchen, ob er nicht einen stärkenden Schlaf gewinnen könne. Aber nun, wie er schlummerte, trat der Knabe vom Markte ein; und da er des Vaters Ruhe merkte, kauerte er sich so leise als möglich zu dessen Lager, legte in kindlicher Freude köstliches Waizenbrod neben an, und stellte ein Krüglein mit Wein an den Boden, mit fröhlich klopfendem Herzen harrend auf den Augenblick, da der Vater erwache zum Genusse dieser Stärkung."

„Wer vermag die Wonne zu beschreiben, die durch das Herz des Knaben zitterte, als nach einer Viertelstunde der Invalide sich erhob, und schmachtend nach der dargereichten Labung griff? O Vater, rief er, der liebe Gott hat mir heute einen recht braven Käufer zugeschickt, der mir für die Erdbeeren zehnmal mehr gegeben, als sie werth waren. Dafür nun konnt' ich dir

ein paar süße Augenblicke verschaffen! Wie herzensfroh bin ich darüber!" —

„So laß uns danken, Knabe, sprach der Invalide, und schickte die Augen statt der Arme nach dem Himmel, danken dem lieben Gott und dem braven Manne."

Und der Junge kniete neben dem Vater nieder, und betete mit diesem laut und andächtig ein inniggfromm Gebet. Da ging mit einem Male die Thüre auf, und in die dumpfe, niedere Stube trat — der fremde Erdbeerkäufer aus der Stadt."

„Müßt nicht erschrecken! sprach er freundlich, da der Knabe schüchtern sich zurückzog in ein dunkles Eck: Ich bin dir, Junge, auf dem Fuße nachgegangen; denn es trieb mich das Verlangen, deinen Vater kennen zu lernen, der dich also treuherzig und kräftig beten gelehrt. Doch, wie? welch' ein Elend muß ich in dieser armseligen Hütte finden? So sey Gott dafür gelobt, daß er mich in dieser Abendstunde noch hieher geleitet. Armer Invalide, ich will euch helfen! Ihr sollt eure Tage vollends wohlgemuth und ohne Sorge in der Stadt verleben. Der Feind hat diese Gegend verlassen, und wird sie so leicht nicht wieder überfallen. So habt ihr keine Gefahr für euer Leben mehr zu fürchten. Morgen in aller Frühe werd' ich Anstalt treffen, daß ein Wagen euch zurückführe in die Stadt, wo ihr ein lieblicheres Gemach beziehen sollt, als diese halbverfallene Hütte ist." —

„Invalide und Junge wußten bei dieser milden Rede des braven Unbekannten nicht, wie ihnen war. Der Vater streckte die Rechte zum Danke dar, und der Sohn küßte in lauter Freude, daß es nun mit dem

Vater besser werde, den Saum vom Rocke des Fremden."

„Nun ließ sich dieser noch Manches erzählen aus der tapfern Vergangenheit des Invaliden; und nahm endlich Abschied auf Wiedersehen am frühesten Morgen des andern Tages." —

So weit erzählte Wingold, und hielt nun stille, sich auf's Neue zu sammeln. Was zunächst kommen sollte, mußte ihn sehr ergreifen; denn es zog eine Trauerwolke über seine Stirne, und ein paar große Thränentropfen zitterten in seinen Augen. Mittlerweile konnten sich die Kinder doch nicht halten, und flisterten zu einander: „Der Vater ist der Husarenknabe! Der Invalide aber war sein Vater!" —

„Ja Kinder, sprach der Edle von Hohengau mit auter, bewegter Stimme: Wie ihr gesagt, so ist es! Doch dieß ist erst der Anfang der wunderbaren Fügungen Gottes! Höret sie bis zum Ende. Und dann fallet hin auf eure Kniee und danket mit mir im kindlichen Gebete dem Allenker unserer Lebenstage!"

„Ehe der Morgen des anders Tages graute, stand ich, mit einem rauhen Wanderstab in der Hand und einem kleinen Bündelchen über der Schulter vor der großen Pforte des Hauses, an dessen Eckstein ich gestern Erdbeeren feil geboten. Meine Augen waren roth geweint. Schmerz und Kummer und Herzeleid hatten mich so zernichtet, daß ich kaum vermochte, einen Schritt weiter zu thun. Endlich befiel mich eine gänzliche Verlassenheit; ich sank ohnmächtig an der Thüre nieder."

„Als ich wieder erwachte, ward mir leichter; denn ich sah den guten lieben Erdbeerenkäufer vor mir stehen. Er nahm mich freundlich bei'r Hand, und fragte voll Mitleid: „Knabe, was ist dir geschehen?“ Nun konnte ich meinen Thränen wiederum freien Lauf lassen: „Das Aergste ist mir geschehen! Mein lieber Vater ist todt! Als ich am frühesten Morgen nach ihm sah, fand ich ihn entseelt auf seinem Lager! — Und nun bin ich daran, hinauszuwandern in die weite Welt, wohin mich Gott mag führen. Er bescheere der väterlichen Leiche ein friedlich Grab, und mir Muth und Kraft gegen die Trübsalen der Zukunft. Ich bin gekommen, edler Herr, euch für das Gute, das ihr uns erwiesen, und für die frohen Tage, die ihr dem armen Stelzenmann bereiten wolltet, noch einmal recht inniglich zu danken. Gott mög' es euch vergelten hier und in jener andern Welt. Und nun, lebt wohl, und glaubt, daß der wandernde Husarenjunge, er möge seyn wo er wolle, täglich für euch beten werde. Lebet wohl!“

„So sprach ich, und wollte gehen. Aber Herr von Hallberg — so war der Name meines theueren Wohlthäters — zog mich freundlich auf's Sopha zu sich nieder, und tröstete mich: „Laß deinen Vater ruhen! Er ruhet sanft aus von den vielen Beschwerden des Krieges und der Noth! Wer so beten konnte, wie dein Vater, dem lächelt bei'm Austritt aus diesem Leben ein holder Friede! Jesus, der göttliche Erlöser, lächelt ihm, und führt ihn in die seligen Wohnungen, die er den Frommen auserkoren. Du aber magst dich jetzt zum tüchtigen brauchbaren Manne für die Zukunft bilden — ich behalte dich bei mir. Und so du wirklich

nach meinem Wunsche dich gestaltest, sollst du, da der Himmel mir keine Kinder gab, die Stelle eines Sohnes besetzen und mich Vater nennen."

„O meine Kinder, wie soll ich's nennen, was mich in jenem Augenblicke der Trauer, Ueberraschung und Freude tief in meiner Seele ergriff? Ich konnte keinen Gedanken, kein Gefühl zur Sprache bringen. Ich fiel nieder zu seinen Füßen und stammelte. Diese meine kindliche Verwirrung mußte den Edlen sehr gerührt haben. Er verließ mich, und ging in's Nebenzimmer, um sich eine Thräne abzutrocknen."

„Ich aber eilte hinaus in die Waldhütte, und fiel an der Leiche des entseelten Vaters nieder, um die mannigfaltigen Thränen recht frei vom Auge fließen zu lassen, und das Gelübde zu beschwören, allen seinen Ermahnungen bis zum Ende treu zu bleiben. Und gestärkt und ermuthigt durch ein himmlisch Gebet trat ich in meine neue Lebensweise."

Hier hielt der Edle von Hohengau wieder eine Pause. Denn er merkte, wie sehr diese Erzählung seinen Kindern zu Herzen ging — und er wollte eine Weile stille stehen, um den kindlichen Gefühlen nicht voranzueilen. Mit verborgener Freude sah er in Ferdinand's Auge eine Thräne der Rührung über den Tod des Invaliden und die gänzliche Verlassenheit des verwaisten Husarenjungen; und hörte aus Amaliens Munde, während Alfred seine Füße umfing, ein dankend Wort zum Himmel für die glückliche Wendung im traurigen Jugendleben ihres Vaters. —

Dann fuhr er fort: „Welch' köstliche Erziehung ich in Herrn von Hallbergs Hause und an seiner Seite genossen, könnt ihr euch wohl denken, meine lieben Kinder, und ich will euch mit der Erzählung meiner Bildungsjahre nicht lange aufhalten. Es mag euch genügen, zu wissen, daß mein großmüthiger Wohlthäter mich nicht nur allein in allen Zweigen der Künste und Wissenschaften vollkommen unterweisen ließ, sondern daß er mich, was in der damaligen Zeit des allgemeinen Sittenverderbnisses und Religionsverfalles bei Hoch und Nieder eine Seltenheit war — daß er mich zum frommen Christen bildete. Und ich segnete bei jeder leisen Rückerinnerung an die Vergangenheit den Augenblick, da ich in das Haus und Herz dieses edlen Mannes gekommen. Er aber sprach gar oft zu mir mit lächelndem Munde: Sieh, Adolph, deine kindliche Liebe, mit der du durch den Verkauf der Erdbeeren deinen Vater ernährtest, hat dir den Weg zu diesem Wohlstande gebahnt. Darum vergiß nie, so oft du Erdbeeren siehest und genießest, wie wunderbar der liebe Gott oft einen geringen Dienst, der aus Liebe geschieht, dazu benützt, seine Kinder mit süßem Lohn zu krönen — und bleibe in Hinsicht der kindlichen Pflichterfüllung immer und allzeit der brave Husarenknabe mit den Erdbeeren am Ecksteine, so wird es dir immer wohl ergehen, und du wirst auch einmal Freude erleben an deinen Kindern." —

„Ich war nun in das Alter vorgerückt, wo ich im Stande war, meines edlen Wohlthäters Güter zu verwalten. Ich versah dieses Amt mit so großem Eifer und so strenger Gewissenhaftigkeit, daß ich in Kurzem

seinen größten Beifall und unbeschränktes Vertrauen bei ihm genoß. Aber nun sollte ein gewaltiges Ereigniß uns für viele Jahre, ach, für immer trennen. Herr von Hallberg, weil er ein edler Mann und ein Christ war, konnte die ungerechten Eingriffe vieler Heuchler und Schmeichler am Hofe in das Gut des Fürsten nicht mehr länger verschweigen. Er entdeckte, nachdem er drei und viermal umsonst gewarnt, offen und frei dem Fürsten, was er wußte, und erbat sich, weil er nun doch nicht mehr länger am Hofe sich erhalten könne, die Entlassung aus fürstlichen Diensten. Da wütheten und tobten seine Feinde, und schwuren bei Tod und Leben, nicht mehr zu essen und zu ruhen, bis Hallberg, ihr Todfeind, aus dem Wege geräumt sey. Es waren auch wirklich drei Meuchler gegen ihn bestellt. Ich hörte die Verabredung im Walde, gerade an dem Tage, da sich der Erdbeerverkauf in der Stadt jährte, und ich ausgegangen war, zum Andenken meinem edlen Wohlthäter Beeren heimzuholen."

„Mit Zittern und Angst erzählt' ich ihm, was ich, versteckt hinter ein Gesträuch, aus dem Gespräch der Meuchler vernommen. Anfangs erschrack Hallberg; aber dann nahm er lächelnd die Erdbeeren, und sagte: Du hast durch diese Frucht, oder vielmehr durch das kindliche Gefühl, mit dem du mir eine Freude machen wolltest, deinen zweiten Vater gerettet vom Meucheltode, wie deinen ersten vom nahen Hungerstode. So nimm dieses versiegelte Papier, mein treuer Sohn, und öffne es, wenn ich weit, weit von hier geflohen bin — es ernennt dich zum Erben aller meiner Güter."

„Ich war zu überrascht, als daß ich ein Wort hervorbringen konnte. Ich fiel ihm um den Hals, und dankte ihm mit einem Strom von Thränen.“ —

„Mit tausend Dukaten, und — was der herrlichste Schatz ist — mit dem Bewußtseyn der Unschuld und Tugend, ging Herr von Hallberg um Mitternacht verkleidet über den Burgfrieden der Stadt — und suchte, nachdem er mich väterlich gesegnet und mir herzlich Lebewohl gesagt, in schleunigster Flucht Rettung und Leben. Ich entließ ihn mit heißen Thränen, und dem festen Schwure, das ganze Erbe als sein Eigenthum anzusehen, das ich bis zu seiner glücklichen Rückkehr treulich verwalten wolle.“

„Aber Herr von Hallberg, dem wir Alles zu verdanken haben — kam nie wieder, und ließ nicht einmal eine Silbe von sich hören. Dieß, meine lieben Kinder, ist es, was mir schon viele heiße Thränen ausgepreßt. Ich bin durch ihn zu hoher Achtung, zum Wohlstand, und zu einem ansehnlichen Amte gekommen, und habe durch ihn jene Bildung genossen, die ich nun auf euch übertragen kann, um euch dem Sittenverderbnisse der bösen Tage zu entreißen. Und wir, was haben wir unserm theuren Wohlthäter, der euch in mir glücklich gemacht, bisher erwiedern können?“

Bei diesen Worten entrollten den Augen Wingolds ein paar innige Thränen, mit denen er Herrn von Hallberg in diesem Augenblicke so gerne an sich gezogen hätte.

Da ergriff Ferdinand feurig des Vaters Hand, und rief: „O wenn er noch lebte! Wenn wir etwas von ihm erführen! Wie wollten wir ihm danken!“

Und Amalia flüsterte voll herzlicher Freude: „Er müßte zu uns kommen, und bei uns wohnen, und Alles, was wir besitzen, wäre wieder sein!“ —

Wenn er auch noch lebte, entgegnete der Vater wehemüthig, so müßte er nun schon über achtzig zählen, und — ach, in diesen Jahren ist der Mensch schon der Verborgenheit anheimgefallen, und seiner wird kaum mehr in der nächsten Umgebung gedacht! Wie werden wir ihn wieder finden?“ —

„Kommt, kommt doch, rief nun Alfred zurück, der einige Schritte vorausgeeilt war, um sich Erdbeeren zu suchen: Kommt, seht die wundernetten, rothen Häubchen über dem dunkelgrünen Grund! Wir wollen dem edlen Wohlthäter zu Ehren Erdbeeren pflücken, und sie unten im Thale an der kühlen Quelle im Andenken an ihn verzehren!“

Vater und Geschwisterte nickten lächelnd Beifall zu — und Alfred hüpfte, wie ein junges Reh, singend und pfeifend durch das Gebüsch.

Aber nach wenigen Minuten kam er zurück, und, zitternd an allen Gliedern, erzählte er ohne Athem, was ihm begegnet: „Ich pflückte Erdbeeren dort im Dickicht, und kam unversehends an eine alte Berghütte. Vor der Thüre saß ein Mann mit einem langen, grauen Barte, und vergoß Thränen auf einen Erdbeerstrauß, den er in der Hand hielt. Er fragte mich: Wie heißt du, Knabe? Und da ich sagte: Alfred Wingold ist mein Name! erhob er sich hastig, und wollte plötzlich auf mich zueilen. Nun erschrack ich so sehr, daß ich laut auf schrie, und davon floh. Und ich glaube, er ist mir nachgegangen; denn ich habe lange nachher noch

ein Geräusch im Grase gehört. Ja, ja, seht ihr! da, da kommt er schon!“ —

Alfred verbarg sich hinter seinen Geschwisterten. Aber der Edle von Hohengau trat dem Greisen ehrerbietig entgegen, und entschuldigte sich: „Vergeben Sie, ehrwürdiger Mann — mein Sohn Alfred — der noch ein Kind — dem Alles neu auf dem Lande“ — —

Hier hielt er inne, und sah dem Greisen starr in's Gesicht — dann rief er laut: „Wie? Unmöglich! Und doch!“ —

„Wingold! Mein Sohn! zitterte der bewegte Greis dem Staunenden entgegen! Ich täusche mich nicht! Du bist's! Ich sehe dich wieder!“ —

„O Gott! ruft Wingold, und liegt in den Armen des Alten: „Mein Wohlthäter! — Mein Vater! — Mein Vater Hallberg!“ —

Wie Ferdinand und Amalia diese Worte hören, eilen sie herbei, und umfassen die Kniee des Greises, und fangen an zu weinen. Alfred, der nicht recht weiß, was und wie? jammert überlaut. Das Herz des alten Hallberg aber zittert, sein Auge feuchtet sich, und nun glänzt eine Freudenthräne auf seinem grauen Barte. „Gott sey Dank, ruft er endlich, daß ich dich wieder habe, mein geliebter Wingold! Mein Sohn!“

In dem Augenblicke sieht der Vater nach seinen Kindern: „So, meine Lieben, so ist's recht! haltet ihn recht fest! küßt seine Füße, seine Hände — das euer Wohlthäter!“ —

Auf dieß Wort des Vaters kommt auch Alfred. Der Greis hebt ihn auf, und küßt seine Stirne, und

segnet alle drei: „Gott sey mit euch, ihr holden Engel! Der gute Geist eures Vaters ruhe auf euch!“ —

Und nun erzählte der alte Herr, wie er auf seiner Flucht nach vielen Wochen endlich hier in der niedern Berghütte einen Ruhepunkt gefunden. „Die stille Einsamkeit, setzte er hinzu, in der ich erst mit mir selbst vertraut zu werden gelernt, ist mir zum Paradies geworden, das ich nie mehr verlassen will.“

„Wie? fiel Wingold in die Rede: Vater, Sie wollten nicht zu uns wiederkehren? im Kreise meiner Familie nicht alles genießen, was Ihr Alter in der Stadt angenehm machen kann?“

„O kommen Sie! bat Ferdinand: Mit Dank können wir nicht erwiedern, aber wir wollen wetteifern, Ihnen Vergnügen zu machen!“ —

„Ja, das wollen wir!“ riefen Amalia und Alfred, wie aus einem Munde. —

„Laßt mich, meine Lieben! entgegnete Hallberg in frommer Ruhe: Ich habe deine Kinder gesehen, Wingold, habe dich gesehen — und danke Gott. Die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, will ich hier zubringen in Betrachtung des Göttlichen — und will mich freuen und stärken in der Morgenröthe und in der Abenddämmerung. Aber damit wir uns nicht ferne bleiben, und weil wieder, wie schon zweimal, die Erdbeeren zu einem glücklichen Ereigniß führten — so soll euch dieser Tag jährlich vor meiner Hütte finden zu einem lieblichen Erdbeerfest. Dann wollen wir unserer verlebten Tage gedenken, und Gott danken. Und ich will deine Kinder jedesmal segnen, Wingold, damit sie dir zur Freude erwachsen.“ —

So geschah es nun auch. Zwei Jahre nacheinander ward auf dem Waldhügel vor Hallbergs Hütte ein Erdbeerfamilienfest gehalten. Der Greis und Wingold goßen kräftigen Rheinwein an die Beeren, und verzehrten sie unter rührenden Gesprächen aus der Vergangenheit; die Mutter der Kinder aber, die nun auch jedes Mal freudig die Reise mitmachte, aß mit diesen die köstliche Frucht in süßer Milch. Dann wie der Abend nahete, schied die Familie wehmüthig mit des Greises Segen. —

Aber da Wingold mit seinen Kindern zum dritten Male kam — fand er die Hütte halb zerfallen und öde — und Erdbeeren blühten und reiften — über dem Grabe des alten Hallberg.

Die Macht des Gebetes.

Eine Erzählung.

„Viel vermag das Gebet des Gerechten, wenn es anhaltend ist." Jacob 5, 16.

Die letzte Nacht des alten Jahres war hereingebrochen. In dem niedlichen Städtchen S* waren alle Häuser und Gassen gereinigt, um die erste Stunde des neuen Jahres freundlich aufnehmen zu können.

Aus tausend Fenstern schimmerten brillantene Luster, daß die Strassen so helle wiederschienen, wie von den Strahlen des Tageslichtes. Equipagen rollten von Haus zu Haus. Musik und Champagnergläser tönten aus allen Sälen. Freudengeschrei und Glückwünsche rauschten von den höchsten Herrschaften herab bis in die ungewöhnlich hellerleuchtete Kammer des Portiers, der sich bei solcher Gelegenheit auch gütlich thun wollte. Kanonen donnerten vom Walle her. Trompeten tönten vom Thurme. Und auf dem nahen Berge flogen Raketen, wie Feuerschnüren.

Am prächtigsten war das Haus des Bürgermeisters der Stadt beleuchtet. Denn er galt allgemein als der Reichste und Wohlhabendste auf zwanzig Meilen. Der alte Herr sparte bei solchen Gelegenheiten keinen Aufwand, er mochte gelten, was er wollte. Denn

er fand dabei unter seinen Gästen dunkle Seelen genug, die seinem falschen Ehrgeize auf alle mögliche Weise zu schmeicheln wußten.

Die mannigfaltigsten Leckerbissen, die den Geschmack reizen konnten, die edelsten Getränke aus Tokay und Malaga, aus Bordeaux und Champagne belagerten die mit ausländischen, für schweres Gold gekauften Blumen geschmückte Tafel. —

Freudig und jubelnd tranken die Gäste aus goldverbrämten Crystallgläsern dem letzten zwölfmaligen Schlage des alten Jahres und der ersten Minute des neuen entgegen. Der Bürgermeister schien sich ganz verloren zu haben in der Freude über den Besitz so vieler hohen Freunde. Er trank und trank — bis der Geist des Weines, wie ein Nebel, um seine Schläfen flatterte, und ihn endlich dreist auf's Sopha niederwarf.

Nun war das neue Jahr eingegangen. Satt des Schmausens und Glückwünschens fuhren die Herrschaften nach Hause. Die Beleuchtung der Palläste verschwand. Die Säle wurden allmählig leer — die Strassen ruhig. Nur hie und da saßen noch Zecher beisammen, die das neue Jahr so toll und voll beginnen wollten, wie sie schon manches alte geendet. —

Aber siehe! Am Ende der Stadt flimmerte in einer ärmlichen, an die Mauer angebauten Hütte noch ein Lichtlein.

Der Nachtwächter, der vorüberging, warf einen traurigen Blick hinein — und sagte zu sich: „Da helfe der Himmel, wenn die Menschen nicht mehr hel-

fen wollen. Droben an der Haupt-Strasse in des Bürgermeisters Haus wird gezecht und gejubelt. Hartherziger Mann — und hier schmachten die, so dir am nächsten gehen sollen. Das ist nicht recht, gewiß, es ist nicht recht — so wahr die Sterne am Himmel funkeln, es ist nicht recht! — Und das Gericht Gottes? — Armer Bürgermeister, mir schaudert für dich, wenn ich an das Gericht Gottes denke! Ich denke es mir so, wie die heutige Nacht — so schauerlich und doch schön — jetzt wird das Erdbeben beginnen — die Sterne werden vom Himmel fallen — und an einem Neujahrsmorgen wird das Gericht gehalten. Dann hat das Zechen ein Ende! Denkst du wohl auch daran, Bürgermeister? Und wenn dir dann die Armen da drinnen in der Hütte, die du hier verschmachten ließest, jenseits begegnen? — Still, still! — Wie schauerlich fährt's mir durch alle Glieder! — Warum denk' ich aber auch an den Bürgermeister? Hat nicht ein Jeder mit sich selbst zu thun? — Herr, sey du mir gnädig im Gerichte!"

So sprach der brave alte Mann mit sich selbst, und rief mit ehrwürdiger, feierlicher Stimme, gerade an der Hütte vorüber, seinen frommen Stundenruf:

„Gelobt sey Jesus Christ,
Der unser Wächter ist, —
Lobet ihn allezeit
Von nun an bis in Ewigkeit!
Gute Nacht! Gute Nacht!" —

Allein das war keine gute Nacht für die Leute im Hüttchen. Das Lichtlein — ach, du mein Gott! — es war ein Sterbelicht! —

Anna, die fromme, treue, sorgfältige Gattin, Anna, das Bild der lieblichsten, zärtlichsten Mutter, Anna, die folgsamste, kindlichste Tochter — saß todtenbleich und weinend am Sterbebette ihres geliebten Gatten.

Innerer Gram und das rastlose Mühen, den lieben Seinigen so viel Brod zu verschaffen, daß sie den Hunger kärglich stillen könnten, hatten den jungen Mann schon vor einem halben Jahre auf das Krankenlager geworfen. Wegen Mangel an ärztlicher Hilfe und kräftiger Nahrung verschlimmerte sich die Krankheit mit jedem Tage — und ging in ein Schleichfieber über. Diese Nacht schien seine letzte zu seyn. —

Wem ein menschliches Gefühl im Herzen schlägt, der kann sich den Schmerz der armen Anna lebendig vorstellen. Drinnen im Bette der sterbende Gatte — weinend an ihren Schooß gelehnt ihr einziges liebes Knäblein von sechs Jahren — neben ihr in den Ueberresten eines alten Lehnstuhles ihr siebenzig jähriger, blinder Vater. — Ach! welch' ein schrecklicher Anfang des neuen Jahres! —

Theobald — so hieß der fromme Sterbende — richtete sich mit seiner letzten Kraft im Bette auf, und sah nach der alten Wanduhr, wie der Zeiger stehe. Und da er mit aller Anstrengung eines matten Auges eben erkennen konnte, daß bald die erste Stunde des neuen Jahres vorüber, bildete sich auf seinen Lippen ein wehmüthiges Lächeln. Dann sprach er mit zittern-

der Stimme: „Ich werde die Sonne des neuen Jahres nicht mehr aufgehen sehen! — Gottes allweiser Vorsicht gefällt es, mich aus diesem Elende abzurufen, meinen Kummer, mein armseliges Leben zu enden. Weinet nicht zu sehr um mich, ihr Lieben! — Denkt, daß es mir dort in der himmlischen Heimath unendlich besser ergehen wird, als ich es mir auf Erde je wünschen konnte! Vergönnet mir jene Seligkeit! Und wenn ich nun bald erlöset bin, will ich den lieben Gott bitten, daß er euch in Kurzem auch dahin abrufe, um uns auf ewig zu vereinigen. Ja, daß er euch recht bald abrufe aus diesem Elende, aus dieser Dürftigkeit! Denn nur der Gedanke, daß ich euch so hilflos und arm zurücklasse, könnte mir das Sterben schwer machen. Doch, wenn ich erwäge, daß wir unsere Pflichten stets treulich erfüllten, daß wir an unserer Armuth, an unserm Jammer nicht selbst die Schuld tragen — so kann ich getrost und mit dem zuversichtlichen Gedanken entschlummern, Gott werde auch fürderhin für euch sorgen.“ —

„Und nun komm, liebes treues Weib, gute Anna! Komm, Heinrich, mein einziger Sohn! Und ihr, alter Konrad, armer blinder Vater meiner Anna, kommt, knieet nieder an meinem Bette, und laßt euch noch einmal segnen, bevor ich sterbe. Ich will für euch bitten! Betet auch ihr für mich! Haltet an im Gebete!“ —

Schluchzend führte Anna ihren blinden Vater und ihr Söhnlein zum Bette des Sterbenden. Sie knieten nieder, und — er segnete sie. —

Und ehe die Sohne des neuen Jahres heraufge-

stiegen war, lag er blaß und entseelt, doch mit der ruhigen Miene eines Frommverstorbenen auf seinem Leichenlager. —

So laut und lärmvoll der erste Tag des neuen Jahres auf den Strassen und in den öffentlichen Lusthäusern der Stadt gefeiert wurde — so wehemüthig und traurig vergingen die Stunden in der armen Hütte an der Stadtmauer. Und die tiefe Stille, die darinnen herrschte, schien den Vorübergehenden zu sagen: „Hier harret eine menschliche Hülle des Augenblick's, da man sie der letzten Ruhe unter der Erde anheimgiebt!“ —

Der verstorbene Theobald war der einzige Sohn des reichen, angesehenen Bürgermeisters der Stadt, der gestern so viele Gäste in seinem beleuchteten Pallaste üppig bewirthete. Er hatte die sittsame und bescheidene, aber arme und ungekannte Anna zur Gattin genommen. Und darum hatte ihn der Vater enterbt und verstossen.

Theobald aber ertrug diese Schmach mit männlicher Geduld und Gelassenheit — und betete dennoch mit Gattin und Kind an jedem Morgen und an jedem Abende — hinauf zum Himmel um Heil und Wohl für seinen Vater. —

Und wenn er es oft gewagt hatte, bei der Abenddämmerung in das Haus des Bürgermeisters zu schleichen, da ihn die Noth am fürchterlichsten drückte — und wenn er auf den Knieen in dessen Zimmer gekrochen war, um für sich und die Seinigen zu flehen — und wenn ihm der Harte den Rücken gewiesen, und

mit abgewandter Miene ihn hinausgestoßen hatte — da betete er dennoch, wenn er nach Hause kam, mit der weinenden Gattin und mit dem hungernden Kinde — hinauf zum Himmel um Heil und Wohl für seinen Vater. —

Der Abend des ersten Tages vom neuen Jahre zog sich allmählig hin über die Stadt — und der Geistliche, der Theobalds Leiche zur Erde segnen sollte, trat mit den vier schwarzen Trägern und mit einigen armen Bekannten des Verstorbenen in die Hütte des größten Jammers. —

Da der kalte Wintermond über das Stadtthor heraufkam, wanderte der Trauerzug hinaus in's Freie den einsamen Gang nach dem Friedhofe.

Heinrich führte den blinden Konrad nach der Bahre her; und hinter diesen jammerte die unglückliche Anna, von zwei alten Trauerweibern geführt. — Die Gebete des Priesters und das Schluchzen der Verlassenen tönten gar schauerlich in das klägliche Geläute des Friedhofglöckleins bei dem letzten Dämmerungsscheine der traurigen Winterlandschaft.

Die Leiche war in die Erde gesenkt; und der Todtengräber hatte das Grab wieder geschlossen. Der Priester war mit seinen Grabgebeten zu Ende, und wanderte mit den Wenigen vom Zuge und mit den Trägern in die Stadt zurück.

Da lag noch in der schaurigen Winterkälte die unglückliche Anna mit ihrem blinden Vater am frischen Grabe ihres verstorbenen Mannes, und wußte nicht, was sie jetzt beginnen sollte. — Aber der kleine

Heinrich kniete über die gefrornen Erdschollen, erhob die von Kälte erstarrten Händlein, und sprach mit kindlicher nachdrucksvoller Stimme:

„Bete nur in frommen Weisen!
Fleh' zum Herrn in deiner Angst!
Gnädig will er sich erweisen,
So du brünstig sein verlangst!"

Gott wollte, daß zu eben der Zeit der Weg den Bürgermeister der Stadt über den Friedhof führte. Er sah den Knaben die Hände falten, und hörte ihn beten. — Ein Strahl der Rührung fuhr mit einem Male durch sein hartes Herz. Er trat hinzu, und fragte: „Wem gehört der betende Knabe?" —

„Er ist, erwiederte zitternd der blinde Konrad, er ist das Kind von dem Sohne des Bürgermeisters der Stadt!" —

„Wie? fuhr der Bürgermeister erschüttert zusammen: Und wo ist der Sohn?" —

„Der ruht da drinnen! sagte der Blinde weinend: Gott hat seinen Jammer geendet!" — —

„O mein Sohn! mein Sohn! rief der Bürgermeister, und sank auf Theobalds Grab: O was hab' ich gethan! Was hab' ich gethan! — Dieß ist dein Knabe! dieß dein Weib! — Und hier, der blinde Vater deines Weibes! — O Gott! o Gott! Was hab' ich gethan!" —

Im unsäglichsten Schmerzen und in der schaurigen Kälte lag der Bürgermeister auf der Graberde seines Sohnes, bis seine Diener, die ihn lange vergebens gesucht hatten, endlich herbeikamen, und ihn nach Hause führten.

„O kommt! rief er, und faßte zugleich die weinende Anna, und den blinden Konrad, und den betenden Heinrich an den Armen: Kommt mit mir! Alles, was ich habe, soll euer seyn! Und weil ich ihm, der nun hier unten schlummert, nichts mehr thun kann, so will ich für euch väterlich sorgen. Das kindliche Gebet des Knaben hat mich gerührt — und mein Herz ist weich geworden. Unendlich groß ist die Macht des Gebetes!" —

Und er führte alle Drei in derselben Stunde noch in sein Haus ein. —

Der Nachtwächter aber, der den Leichenzug begleitet, und die darauffolgende Grabscene von einem Ecke des Friedhofes aus mit angesehen und gehört hatte — hielt diesmal, da die erste Mitternacht des neuen Jahres von den Thürmen der Stadt tönte — vor des Bürgermeisters Haus, und rief folgenden Stundenruf:

„O glücklich ist derjen'ge Mann,
Den das Gebet noch rühren kann:
Betet und seyd auf der Hut,
Daß euch der Böse nicht Schaden thut! —
Gelobt sey Jesus Christ,
Der unser Wächter ist!
Lobet ihn allezeit
Von nun an bis in Ewigkeit!
Gute Nacht! Gute Nacht!"

Und Ruhe und Zufriedenheit kamen von nun an in des Bürgermeisters Gewissen, und in sein Haus.

Spiegel-Lischen.

Ein lehrreiches Mährchen.

Es war einmal eine Mutter; die hatte ein eitles Töchterlein. Aber, wer anders hatte das Töchterlein eitel gemacht, als die Mutter? Da das Kind noch in der Wiege lag, mußte es schon ein seidenes Hemdlein haben, und ein Häublein mit Brabanterspitzen, wie es eine Prinzessin, so lange sie noch in den Windeln liegt, nicht haben soll. Dann wiegte die schwache Mutter das Töchterlein auf dem Schooße, und sang immerfort: „O wie schön! O wie herzig schön!" Und endlich trat sie sogar mit dem Kinde vor den Spiegel, und lächelte, wenn dieses sein eigen Bild im hellen Silberglase anstaunte, und zeigte mit dem Finger, und sang wieder: „Ei ja, wie schön! Ei ja, schön Lischen!"

Die Mutter hatte einen Vogel, der aus dem Morgenlande geflogen kam an dem Tage, da Lischen geboren worden. Der Vogel war wunderschön; er hatte einen karminrothen Schnabel, blaue Augen, goldgelbe Kopffedern, hellgrüne Flügel mit weißer Einfassung, und einen längern und schöner gezeichneten Schweif, als der Pfauenfasan, der schönste Vogel Ostindiens. Ueber all dieß aber war das Talent des Vogels zu

bewundern. Ein jeder Ton seines Gesanges war ein Wort voll Gefühl und Bedeutung, was er gleich im ersten Augenblicke seiner Ankunft an der Wiege des neugebornen Mägdleins in folgendem Liede kund gab:

„Mich schickt ein König vom Morgenland;
Ksiksi! Ksiksi!
Er will ein Mägdlein, noch unbekannt:
Riri! Riri!
Es ist ihm geboren ein schöner Sohn;
Kiwitt! Kiwitt!
Dem schönsten Mägdlein zu Lieb' und Lohn.
Schittschitt! Schittschitt!
Und weiß das Mägdlein nicht, daß es schön;
Gsinggsang! gsinggsang!
Dann führ' ich's im goldnen Abendweh'n,
Tingtang! Tingtang!
Zu ewiger Freude und ewiger Lust,
An des schönsten Königssohnes Brust!
Ksiksi! Ksiksi!
Das Mägdlein ist hie! —"

Wie die Mutter über das schöne Lied des unbekannten Vogels sich freute, kann man sich wohl denken. Sie ließ ihm einen goldenen Käfig machen, und gab ihm das beste Futter, und hätte ihm sogar Wein zu trinken gegeben, wenn er nicht das Wasser vorgezogen hätte. Sie schätzte ihn, wie einen fürstlichen Herold, der die angenehmste Freudenbotschaft in's Land gebracht. Das blieb aber nicht, wie es anfangs war. Denn der Vogel, der bisher nur schöne Wiegenlieder gesungen, schrie, als die Mutter zum ersten Mal mit dem Kinde vor den Spiegel trat, unaufhörlich in grellem Spotte: „Spiegel-Lischen, Spiegel-Lischen!" Das är-

gerte die Mutter so sehr, daß sie ihm den ganzen Tag nichts zu essen und nichts zu trinken gab. Darauf wurde der Vogel traurig, und der Glanz seiner Federn bleichte, und seine blauen Augen wurden trübe. Er sang kein Lied mehr, und stellte die Federn und war krank.

Da hatte sie doch Mitleid mit ihm, und dachte an das Lied, das er anfangs gesungen. Sie gab ihm wieder zu essen und zu trinken, und öffnete sogar seinen Käfig. „Denn, sagte sie, er wird gewohnt seyn, frei herumzufliegen.“ Und der Vogel flog heraus, und auf den Spiegel zu, und zerschlug mit seinem Schnabel und mit seinen kräftigen Flügeln das kostbare Glas. Und siehe, in dem Augenblicke wurde er wieder so schön, wie vorher, und sang auf den Trümmern des Spiegels das Lied aus dem Morgenlande:

„Und weiß das Mägdlein nicht, daß es schön;
Gsinggsang! Gsinggsang!
Dann führ' ich's im goldenen Abendweh'n
Tingtang! Tingtang!
Zu ewiger Freude und ewiger Lust
An des schönsten Königssohnes Brust!
Ksikssi! Ksikssi!
Das Mägdlein ist hie!“

Aber das Mitleid der Mutter verwandelte sich bei der Keckheit des Vogels, mit der er den Spiegel zerbrochen, in einen so großen Zorn, daß sie den Sinn des schönen Liedes gar nicht mehr verstand. Sie schlug den Vogel, und jagte ihn zurück in seinen Käfig, und ließ ihn nicht mehr heraus, und drohte ihm sogar,

ihn zu tödten, wenn er noch einmal „Spiegel-Lischen“ schreien werde. —

Der Vogel blieb von nun an stumm, wie das Grab, und wurde immer trauriger; und seine schöne Gestalt veränderte sich wieder, und er sah häßlich aus, als die Mutter einen viel kostbareren Spiegel an der Stelle des zerschlagenen aufhängte. Das Töchterlein wuchs heran, und die Knechte und Mägde im Hause mußten es „Schön Lischen“ heißen. Die böse Maid stand täglich zehnmal vor dem Spiegel, und besah sich rechts und links, und von vornen und von hinten, und trieb es so eitel und unsinnig, daß sie in einfältiger Freude sogar den Spiegel küßte, weil er ihr schön Gesicht und ihre reizende Gestalt so treulich zurückstrahlte. Ja, sie machte es so bunt, daß ihre Puppe, die leblose Figur, auch in den Spiegel schauen mußte; und dann fragte sie: „Wer ist schöner, ich oder du?“

Die Mutter hatte die größte Freude an diesem albernen Thun ihres Töchterleins, und gab gewiß jedem Armen, der an ihrer Thüre zu betteln kam, wenn er nur sagte: „Ei, ja, schön Lischen! Grüßet schön Lischen!“

Wenn nun die Basen und Muhmen kamen, und Lischen sich drehte vor dem Spiegel — das war ein Festtag für die verblendete Mutter. Und sie schenkte einer Jeden, die schön Lischen lobte, eine doppelte Portion Thee in die Schale ein, und bestrich die Brodschnitte nochmal so dick mit Butter. Dabei wurde der Vogel ganz vernachläßigt; und er verkümmerte mit jedem Tage mehr und mehr, daß er kaum Kraft genug hatte, sich auf der Stange im Käfig aufrecht zu hal-

ten. Immer aber war er stumm geblieben. Nur wenn Lischen allein vor dem Spiegel stand, hatte er manchmal gewagt, sie zu warnen, und seufzte: „O wehe, Spiegellischen, o wehe!" Das einfältige Mädchen aber that's dem guten Vogel zum Aerger, und spreizte sich erst recht vor dem Spiegel, und machte vor ihrem Bilde einen Knix rechts und links, und schalt zum Käfig hinauf: „Warte nur, du loser Spötter, wenn ich's der Mutter sage, wird sie dich hungern lassen, oder sie wirft dich gar auf die Strasse; du bist ihr so nimmer recht!"

Da weinte der Vogel, und nahm den Kopf unter den Flügel, daß er Lischen nicht mehr sah vor dem blendenden Glase ihrer Eitelkeit und ihres Verderbens.

Lischen hatte ihr zwölftes Lebensjahr erreicht, und war jetzt schon so weit vom guten Wege abgekommen, daß sie nicht mehr, wie andere eitle Mädchen, nur morgens zur Stunde der Toilette den Spiegel zu ihrem Freunde machte; sondern sie benützte die schönste Zeit des Tages, in der sonst fleißige Töchter im Hauswesen beschäftigt sind, zu ihrem Putze vor dem Spiegel, und schämte sich endlich nicht, sogar in der Nacht, ehe sie zu Bette ging, und dem lieben Gott Rechenschaft für den Tag ablegen sollte, halb angekleidet bei'm Lichte sich zu beschauen, wo sie doch weder sich noch Andern zu gefallen brauchte.

Diese ärgste Sünde ihrer Eitelkeit konnte der Vogel nimmer ansehen. Er nahm all seine Kraft zusammen. Und da sie wieder Nachts vor dem Spiegel stand, sang er voll Nachdruck und Wehmuth:

„Spiegel-Lischen, hab' Acht
Der Böse hat Wacht!
Hinter dem Spiegel, schau, schau!
Wie finster und grau!
Kiwitt! Kiwitt! Geh' weg!
Der Spiegel ist sein Versteck.
Schön schaust du hinein —
Er gräßlich heraus;
Er spuckt dir in's Antlitz —
Die Schönheit ist aus.
Denk' an den Königssohn!
Mägdlein, er wartet schon.
Doch ist die Schönheit aus,
Darfst nicht in Königs Haus.
Kiwitt! Kiwitt! Geh' weg!
Der Böse spielt Versteck.
Laß dich nicht fangen! Sey frei!
Schlag den Spiegel entzwei.
Und du sollst Kön'gin seyn.
Dann ist der König dein.
Schöner sollst du dich sehn,
Weil du nicht weißst, wie schön,
Ewig zu Lieb' und Lust
An deines Königs Brust!
Husch, husch, geschwind,
Du armes, liebes Kind. —
Sinnst du noch lange,
Wird mir so bange!
Siehst du den Schwarzen nicht?
Drehe hinweg das Licht.
Jag' ihn geschwind! Husch! Husch!
Fort über Berg und Busch! —
Eins, zwei, drei! —
Schlage den Spiegel entzwei!"

Allein das Gejammer des lieben Vogels war umsonst. Lischen spottete, und hielt im Gegentheile das Licht recht nahe an den Spiegel; denn sie kam sich

heute besonders schön vor. Aber hinter dem Spiegel war wirklich ein abscheulicher Gnome versteckt; er hatte die Gestalt eines Waldteufels, und war in seiner Wildheit zornig über die Schönheit des Mägdleins. Und als sie gerade recht tief versunken war im Anschauen ihrer üppigen Körpersform — da streckte der Gnome die Krallen seines rechten Armes hinter dem Spiegel hervor, und griff nach dem Lichte, und schaukelte es so lange, bis es mit dem Schleier des Mägdleins in Berührung kam, daß dieser alsbald in Flammen aufloderte. Lischen, im Schrecken, rannte gegen den Spiegel, zerschmetterte das Glas, und sah jetzt den Gnomen hervorgreifen, vor dessen schrecklicher Gestalt sie ohnmächtig niedersank. Vom Angstschrei des Mägdleins herbeigerufen, kam die Mutter. Aber, ach, zu spät. In schön Lischens Körperfülle war kein Leben mehr. Die Flamme hatte sie erstickt — und der gräßliche Waldteufel betrachtete den Leichnam mit Wohlgefallen, und freute sich über alle Massen des Unheils, das er angestiftet.

Die Mutter aber erhob ein entsetzliches Jammergeheul, zerraufte sich die Haare, schlug sich vor die Stirne, rief hundert mal: „Lischen, schön Lischen!" und holte alle Muhmen herbei, daß sie mit ihr rufen sollten: „Lischen, schön Lischen!" Aber Lischen hörte nicht mehr, gab keine Antwort, und blieb ohne Bewegung. Da griff die Mutter im Zorne nach einer brennenden Pechfackel, und jagte den Gnomen hinaus. Ach, es wäre nicht so Schlimmes geschehen, wenn sie vorsichtiger gewesen, und den bösen Waldteufel gar nicht in's Haus hätte kommen lassen. Da sang der Vogel:

„Eins, zwei, drei —
Es ist vorbei.
Arme Mutter, armes Kind,
Die vom Spiegel geblendet sind! —
Doch zum Troste — Kiwitt!
Höre mich Mutter! — Schitt schitt!
Laß das Glas zerbrochen stehen,
Sollst du das Mägdlein wieder sehen.
Aber, daß sie Königin sey,
Gieb mich aus dem Käfig frei.
Kiwitt! Kiwitt! Oeffne schon!
Denn es wartet der Königssohn!
Ksiksi! Ksiksi!
Spiegel ist hin — ich bringe sie!"

Die Mutter öffnete den Käfig, und ließ den Vogel heraus, mehr aus Aerger, weil sie auch ihm einen Theil ihres Unglückes zu Schulden legte, als aus Hoffnung und Sehnsucht nach der Erfüllung der geheimnißvollen Worte seines Gesanges, die sie nicht verstanden hatte.

Der Vogel verließ den Käfig, und flog auf den Leichnam des Mägdleins, und pickte das Herz heraus, und verzehrte es im Angesichte der Mutter, die ein jämmerliches Geschrei erhob, weil sie den Vogel nicht verscheuchen konnte, der mit den Flügeln sich tapfer wehrte; bis er fertig war. Und als er fertig war, erhob er sich mit so bunter Schönheit, wie er ehemal an's Fenster gekommen, und flog aus dem Hause, worinnen er die verwelkte Schönheit des Töchterleins und den Kummer der trostlosen Mutter zurückließ. —

Tags darauf, nachdem der Vogel die ganze Nacht hindurch geflogen, ließ er sich, weit, weit von dem Lande, wo Spiegel-Lischen gelebt, früh morgens auf einen Anger nieder, um auszurasten. Es war ihm

recht leid um schön Lischen, — und er hätte dem Königssohne im Morgenlande gewiß keine lieblichere Braut bringen können, wenn nur nicht der fatale Spiegel gewesen wäre. Doch dabei fiel ihm glücklicher Weise ein, daß ja der Spiegel von Lischen selbst zerschlagen worden sey, und daß sie, wenn sie nur erst wieder zum Bewußtseyn ihrer selbst gekommen, endlich das, was sie aus Schrecken zerstört, aus Reue und Erkenntniß, als die Ursache ihres Verderbens, forthin meiden werde. Er setzte sich zwischen die duftenden Blumen der Wiese, unweit vom kleinen Hügel, an dem ein Hirte seine Schafheerde weidete, und sang:

„Entschlüpfe dem Kerker, du schöne Maid!
Ksiksi! Ksiksi!
Dem Königssohne zu Lust und Freud!
Riri! Riri!
Und weißt du nicht, Mägdlein, daß du schön!
Gsinggsang! Gsinggsang!
Dann führ' ich im goldenen Abendweh'n,
Tingtang! Tingtang!
Zu ewiger Freude und ewiger Lust
Dich an des schönsten Königsohn's Brust!
Ksiksi! Ksiksi!
Das Mägdlein ist hie!"

Darauf flog der Vogel hoch in die Luft, und ließ ein wunderschönes, schneeweißes Ei zurück, das er unter die duftenden Hyacinthen und Narcissen der Wiese gelegt hatte. Der Hirte am Hügel sah es schimmern im Morgenstrahl der Sonne, wie lauter Silber. „Was ist das?" sagte er, und eilte hinan, wo der Vogel gesessen — und sah das Ei. Fast war er unwillig, daß es nichts anders war. Denn der son-

derbare Vogel, meinte er, hätte doch was Kostbarers legen können, das mit seinem noch sonderbareren Gesang übereingestimmt hätte. „Doch, sagte er, indem er nach dem Ei griff und es in die Seitentasche seines Wamses steckte, doch soll mir mein Weib einen guten Kuchen daraus backen am Freudentage der Schafschur."

Lischen aber, das in dem Ei verborgen war, und die Worte des Hirten vernommen hatte, schwebte in Todesangst, und pochte an die Schaale, daß sie zerspringen sollte. Der Hirte staunte nicht wenig, da er fühlte, daß das Ei in der Tasche sich bewegte. Sein Staunen aber ging in ein Gelächter über, als er eine helle, zarte Stimme bitten hörte: „Laß mich heraus! Laß mich heraus! Ehe dein Weib einen Kuchen aus mir backen soll, will ich dir dienen als die geringste Magd! — — Ei, ja, sey ein guter Mann! Laß mich heraus!" —

Er war wirklich ein guter Mann, und sagte: „So du mir dienen willst, will ich dich herauslassen. Und wenn du brav bist, und fleißig meinem Weibe an die Hand gehst, sollst du sogar gehalten werden, wie meine eigene Tochter."

Bei diesen Worten schlug er das Ei an einen Stein, so behutsam als möglich, daß dem Mägdlein kein Leid geschehe. Und siehe, schön Lischen sprang aus der Schale, und dankte dem Hirten, und ging mit ihm, um seine Magd zu seyn.

Lischen arbeitete recht fleißig, und der Hirte und sein Weib waren mit ihr recht zufrieden. Freilich kam es die arme Magd manchmal recht schwer an, bei'm schlimmen Wetter die Schafe auf dem Felde hüten zu

müssen, und weit, weit von der Heimath entfernt, gar nichts von der Mutter hören zu können. Doch, dachte sie dabei, ich bin nur selbst schuld an meinem Unglücke, und es ist gerade recht, daß ich so sehr erniedrigt worden, weil ich so hoch gethan."

Dieser Gedanke war allerdings gut, und hätte der Magd das bittere Elend recht geduldig tragen helfen. Allein, da die jungen Leute vom nächsten Dorfe kamen und die schöne Wundermaid bei'm Hirten zu sehen begehrten, erwachte die Eitelkeit auf's Neue in Lischens Herz. Und das hoffärtige Mägdlein war auf einmal unzufrieden mit ihrem Stande, und wollte dem Hirten nicht mehr dienen. Sie eilte hinaus an das Ufer des Baches, und jammerte und klagte: „Ist das nicht ungerecht, daß ich so elend hier leben muß, während Mütterlein zu Hause klagt und umsonst „schön Lischen" ruft? Was hab' ich davon, wenn die Buben mir in's Gesicht sehen? Weiß ich denn, ob ich noch so schön, wie vormals? Nicht einmal ein kleiner Spiegel ist in der ärmlichen Stube des Hirten zu finden. Aber, halt! Jetzt soll mir's gelingen, mein Gesicht zu sehen. Der Bach ist ruhig, und hell wie ein Spiegel. Der blaue Himmel schaut mich so lieblich an aus dem Wasser. Wie muß mein Gesicht so schön stehen auf diesem blauen Grunde. Schau ich hinein, schaut schön Lischen heraus. O das muß prächtig seyn! Hätt' ich erst nur ein schöneres Kleid, so ein rothes, seidenes, wie ich zu Hause hatte! Dann wollt' ich mich recht beschauen, und mich drehen rechts und links in Lust und Freude, und immer rufen: „Schön Lischen! Schön Lischen!"

Indem sie so sprach, neigte sie sich, so weit sie konnte, über den Wasserspiegel, und beäugelte sich mit recht albernem Wohlgefallen. In dem Augenblicke aber vernahm sie über sich in den Zweigen einer Erle die wohlbekannte Stimme des morgenländischen Vogels, der wehmüthig seufzte: „O wehe! Spiegel-Lischen! O wehe!" — Und was jetzt aus dem Wasser sah, war nicht mehr ihr schön Gesicht. Nein, es waren die grünlichschwarzen Züge einer häßlichen Wassernixe, die ohne Unterlaß heraufspottete: „Spiegel-Lischen! Spiegel-Lischen!" und endlich die langen, schilfartigen Arme ausstreckte, und die schreiende Dirne ohne Gnade und Barmherzigkeit bei'm Saum ihres Röckleins packte, um sie in den tiefen Grund des Wassers hinabzuziehen. Lischen zitterte und wehrte sich, wie eine Verzweifelnde; sie schrie hinauf zum Vogel: „Rette mich! Rette mich!" Aber umsonst — es war zu spät. Der Abgrund hatte Lischen sammt ihrem Bilde verschlungen. Und man hörte nichts mehr, als einzelne Spotttöne der bösen Nixe aus dem Wasser heraus: „Spiegle dich! Spiegle dich! He, he, he! Hab' ich dich? Hab' ich dich? Komm' ein Bischen, Spiegel-Lischen! — Küße mich! Spiegle dich!" —

Der Vogel saß einsam auf dem höchsten Äste der Erle, und sah wehmüthig hinab in den ruhigen, klaren Bach, und klagte seufzend über den Verlust der schönen Maid. Ihr Flehen um Rettung war ihm gar sehr zu Herzen gegangen, und er schwur bei der Schönheit des Königssohnes vom Morgenlande, noch einmal, wenn es möglich werde, der Armen sich anzunehmen,

ob sie vielleicht nicht endlich einmal zu rechter Erkenntniß käme. Er saß, und sang:

„Bächlein schön,
Höre mein Fleh'n,
Laß mich das Mägdlein
Noch einmal seh'n.
Leg' es heraus!
Ist auch die Schönheit aus,
Ist es erblaßt und todt
Wird es doch rosenroth;
Wenn es nicht weiß, wie schön
Sein Gesicht anzuseh'n
Kiwitt! Kiwitt! Eile schon!
Denn es wartet der Königssohn!
Ksiksi! Ksiksi!
Wasser ist trüb — ich hole sie!"

Und siehe, der Leichnam des Mägdleins wurde von den Wellen, die der Abendwind kreiselte, in feierlicher Stille ans Ufer getragen. Da flog der Vogel herab vom Erlenbaum, und setzte sich auf den Leichnam, und pickte das Herz heraus, und nahm es in seinen Schnabel, und flog damit weit, weit über Berge und Thäler, bis er das Ufer des Meeres erreichte. Dort ließ er sich nieder, und legte das Herz des Mägdleins neben sich und benetzte es mit den Thränen seiner blauen Augen. Und siehe, das Herz verwandelte sich in ein Fischlein, und die Thränen des Vogels wurden lauter glänzende buntfarbige Schuppen. Das Fischlein schnellte in die Höhe und erreichte das Wasser, und schwamm davon in die Tiefe des Meeres. Der Vogel aber setzte sich auf eine Klippe am Ufer, und seufzte und sang:

„Nun ist der größte Spiegel dein,
Du schöne, eitle Maid!
Kannst dich des schönsten Spiegels freu'n
Im Meere weit und breit!
Doch Fischlein zart,
Dir wird's noch hart
Im größten Spiegel ergeh'n,
Wirst Angst und Noth aussteh'n.
Die Ungeheuer im tiefen Grund
Droh'n dir mit ihrem schwarzen Schlund —
Das ist die Strafe für dein Vergeh'n.
Doch endlich bess're dich, Fischlein mein,
So will ich dich wieder vom Meer befrei'n.
Kiwitt! Kiri!
Fischlein, ich verlasse dich nie."

Nach einiger Zeit, während der das Fischlein da und dort im Meere umhergeschwommen war, und unter großen Aengsten in den rothen Korallenzweigen des Abgrundes vor den Blicken und Rachen der wilden Raubthiere sich verborgen gehalten, und wohl manchem Schiffe, das lustig über ihm dahinglitt, wehmüthig nach geseufzt hatte — da war dem Wundervogel recht leid um schön Lischen, weil er dem Königssohne im Morgenlande gewiß keine lieblichere Braut hätte bringen können, wenn nur nicht die fatalen Spiegel, der Glasspiegel und der Wasserspiegel, gewesen wären. Er setzte sich auf den größten Mast eines prachtvollen Schiffes, das über der ruhigen Fläche majestätisch daherschwamm. Und als die Schiffsmannschaft am Mastbaum hinaufschaute, und den schönen Vogel bewunderte, fing dieser zu singen an:

„Ein Spiegelfischlein vom tiefen Meer,
Ksikſi! Ksikſi!
Kommt an das Schiff geschwommen her.
Riri! Riri!
Das Fischlein ist die schönste Maid,
Gsinggsang! Gsinggsang!
Einem Königssohne zu Lust und Freud!
Tingtang! Tingtang!
Wer das Spiegelfischlein dem Königssohn
Heimbringt, der holt sich großen Lohn!
Ksikſi! Ksikſi!
Das Mägdlein ist hie!"

Die Matrosen hatten nicht so viel Zeit, den räthselhaften Gesang des Wundervogels zu deuten — so war auch schon das Fischlein in der Nähe, und schnellte aus dem Wasser, ob es nicht das Verdeck des Schiffes erreichen könnte. Der schöne Vogel aber warf ein goldenes Netz herab, und flog davon; und in dem goldenen Netz wurde das Spiegelfischlein gefangen. Es blickte den Herrn des Schiffes recht wehmüthig freundlich an, als ob es ihm sagen wollte: „Nenne mich bei meinem Namen, daß ich meine wahre Gestalt bekomme." Der Herr verstand wohl, was das Fischlein sagen wollte. Er nannte bald diesen, bald jenen Namen — aber nie war es der rechte; und nachdem er ein ganzes Register hergezählt, hatte er's doch nie getroffen. Da weinte das Fischlein, daß es nun ein Fischlein bleiben sollte, ob es gleichwohl aus den Gefahren des Meeres gerettet war.

Als aber das Schiff an's Ufer einer unbekannten Gegend gestoßen war, und die Matrosen an's Land stiegen, war der Vogel aus Morgenland auch schon da, und sang aus den Zweigen einer Therebinthenstaude:

„Lischen, lieb Lischen, eile schon!
Es wartet deiner der Königssohn!“

Im Augenblicke verwandelte sich das Fischlein in die schönste Maid, die holdselig lächelnd an's Ufer sprang. Wer nun ein wenig Gefühl hatte, staunte das Mägdlein an, und lobte seine wunderbare Schönheit. Aber Lischen drückte die Augen zu und hielt die Händchen vor die Ohren, daß es ja das Lob der Männer nicht hörte und nimmermehr versucht würde, im klaren, ruhigen Meeresspiegel ihr Bild zu schauen. Munter und froh eilte das Mägdlein den ganzen Tag hindurch über Fluren und Hügel, bis es endlich, als die Sonne niedersank, am Fuße eines Gebirges von rothglänzendem Marmor stand. Auf der Höhe des Gebirges schimmerte ein prachtvoller Pallast; und Lischen lächelte und sagte: „Das ist wohl der Pallast des schönen Königssohns. Ei, ei, der soll nun mein werden; und da oben soll ich wohnen in einer goldenen Kammer. Aber, wie werd' ich dem Königssohn gefallen, wenn ich so zerstört vor ihm erscheine? Mein einfach Gewand — o wehe! Und die Haare fliegend, und das Gesicht bräunlich, und die Stirne voll Falten, und Lippen und Wangen so bleich. Nein, nein, das geht nicht an. Ich will mich ordnen, daß er eine Freude habe, und daß ich mir selbst gefallen möge. Schau, schau! Hier eine geschliffene Marmorplatte; die Abendstrahlen der Sonne, wie freundlich sie wiederstrahlen auf diesem Steine. Da kann ich mich sehen von oben bis unten — und es ist doch kein Glasspiegel, daß ich Gefahr von einem Waldteufel — und kein Wasserspiegel, daß ich Hinterlist von einer Nixe befürchten

müßte. Frisch daran! Frisch daran! Ei, das wird eine Freude seyn, wenn dann der Königssohn aus dem Pallaste mir entgegen kommt, und ich ihm sagen kann: „Ich bin schön Lischen, schön Lischen!"

So ist's mit der Eitelkeit! Die alberne Maid vergaß in dem Augenblick, da sie sich in der Marmorplatte beschaute, all das Unglück, das sie bisher ausgestanden, und dachte gar nicht daran, daß sie sich in noch größeres stürzen werde. Sie drehte sich rechts und links, und bückte sich, und streckte sich, und gefiel sich so wohl, daß sie gar nicht fertig werden konnte vor Schauen und nichts als Schauen. —

Aber von der Seite her kamen auf einmal Töne, die sie zur Besinnung zurückbrachten. Der Wundervogel war's, der aus den Aesten eines nahestehenden Ahorns seufzte: „O wehe, Spiegel-Lischen, o wehe!" Jedoch es war auch dießmal zu spät. Ein Kobold, der wildeste Zwerg aus der Schaar der Berggeister, der, auf einem Felsenvorsprung sitzend, das Mägdlein lüstern belauscht hatte, rollte muthwilliger Weise ein Marmorstück in die Tiefe nieder, indem er spottete: „Spiegel-Lischen! Spiegel-Lischen!" Und Lischen sank, von der schweren Last an der Stirne tödtlich verwundet, ohnmächtig zur Erde nieder und war von dem Steine ganz bedeckt. Der Kobold eilte in die Tiefe des Berges zurück, aus dem das Echo seiner Spottreden nachklang: „Spiegle dich! Spiegle dich! He, he, he, Hab' ich dich? Hab' ich dich? Komm' ein Bischen, Spiegel-Lischen! — Küße mich! Spiegle dich!"

Der Wundervogel aber, der das Unglück mitangesehen, konnte sich kaum auf dem Aste des Ahorns

festhalten vor Kummer und Herzeleid; und er seufzte die ganze Nacht hindurch: „Ach und Wehe." Am Morgen aber flog er hinan, und setzte sich auf den Marmorspiegel, mit dem Vorsatze, dem armen Lischen noch einmal beistehen zu wollen; und sang gar rührend und wehmüthig:

„Marmorstein!
Höre mein Fleh'n;
Laß mich das Mägdlein
Noch einmal seh'n.
Gieb' es heraus!
Ist auch die Schönheit aus,
Ist es erblaßt und todt,
Wird es doch rosenroth,
Wenn es nicht weiß, wie schön
Sein Gesicht anzuseh'n.
Kiwitt! Kiwitt! Rolle schon!
Denn es wartet der Königssohn!
Ksikst! Ksikst!
Marmor ist weich — ich nehme sie!"

Das Felsstück, das über dem armen, todten Lischen lag, wurde durch die Bitte des Vogels so erweicht, daß es endlich, wie Wachs zerfloß, und den blassen Leichnam frei gab. Da setzte sich der Vogel wieder auf den Leichnam, und pickte das Herz heraus, und nahm es in seinen Schnabel, und flog damit weit, weit in das Marmorgebirg hinein, bis er endlich, hoch in einer Felsritze, das Nest einer Wildtaube entdeckte. In dieses Nest legte er das Herz des Mägdleins, und benetzte es mit den Thränen seiner blauen Augen. Und siehe, das Herz verwandelte sich in ein Waldtäubchen, und die Thränen des Vogels wurden lauter buntschil-

lernde Federn an der Brust der jungen Taube. Diese versuchte alsobald zu fliegen, und flog umher im Gebirge, und seufzte und girrte sonder Rast und Ruhe. Der Wundervogel aber verbarg sich in einer Felskluft, und sang voll Wehmuth:

„Nun ist der größte Spiegel dein,
Du schöne eitle Maid!
Kannst dich des Marmorspiegels freu'n
Im Gebirge weit und breit!
Doch, Täublein zart,
Dir wird's noch hart
Im Marmorspiegel ergeh'n,
Wirst Angst und Noth aussteh'n.
Der Jäger unten im dunkeln Forst,
Der Adler droht dir oben vom Horst —
Das ist die Strafe für dein Vergeh'n.
Doch endlich beſſ're dich, Täublein mein,
So will ich dich wieder vom Marmor befrei'n.
Kiwitt! Riri!
Täublein, ich verlasse dich nie!" —

Nach geraumer Zeit, während der das Wildtäublein im Marmorgebirge, bald vom Adler verfolgt, bald vom Jäger belauert, viel Angst und Schrecken ausgestanden, und im glatten Gestein, wenn die Morgensonne es gerade beleuchtete, wider Willen sich hatte schauen müssen — da war dem Wundervogel auf's Neue recht leid um schön Lischen, weil er dem Königssohne im Morgenlande gewiß keine lieblichere Braut hätte bringen können, wenn nur nicht die fatalen Spiegel, der Glasspiegel, der Wasserspiegel und der Marmorspiegel gewesen wären. Aber, ach, Lischen hatte ja jetzt gebüßt genug — und wenn tausend Spiegel vor

ihr ständen, sie würde nun gewiß in keinen mehr hineinschauen. Drum flog der Vogel hervor aus der Felskluft, in der er sich verborgen gehalten, und schaute rechts und links, ob er Niemand entdecken konnte, der sich des armen Täubleins annehmen würde. Siehe, da kam ein Köhlerjunge lustig in's Gebirg gegangen, pfeifend und jodelnd, wie's ein munteres Gemüth, schuldlos und rein, von sich geben kann. Der Junge aber hörte sogleich auf zu jodeln, da er den Wundervogel gerade vor sich auf einem Felsstück sitzen sah, und ihn folgendes Räthsel singen hörte:

„Ein Täublein sitzt in der Felsenkluft;
 Ksiksi! Ksiksi!
Verlassen und einsam, und seufzt und ruft:
 Krukru! Riri!
Das Täublein ist die schönste Maid,
 Gsinggsang! Gsinggsang!
Einem Königssohne zu Lust und Freud!
 Tingtang! Tingtang!
Wer das Wildtäublein dem Königssohn
Heimbringt, der holt sich großen Lohn!
 Ksiksi! Ksiksi!
 Das Mägdlein ist hie!“ —

Obgleich der Köhlerknabe das Lied des seltsamen Vogels kaum zur Hälfte verstand, so reizte ihn doch die Neugierde zu dem Entschluß, ihm unermüdet nach zu gehen, wohin er immer fliegen würde. Das hatte der Vogel gewollt. Er flog und flog, und der Knabe folgte so eilig nach, und kletterte und sprang, daß nach wenigen Stunden die Felsritze, in der das Täublein seufzte, erreicht war. Nun, wer möchte die Freude be-

schreiben, da er wirklich ein Nest fand; und das Wildtäublein darinnen. Er nahm es, drückte es, zart und vorsichtig zwischen den Händen haltend, an seine Brust, küßte das rothe Schnäbelein, und streichelte die bunten, schillernden Halsfedern. Dann aber eilte er, was er konnte, über Stock und Stein, hernieder in's Thal, und erfüllte die Luft mit dem Freudenrufe: „Ei ja! Ei ja! Ich habe ein schönes Täublein! Krukru! Krukru! Das will ich pflegen, viel freundlicher, viel sorgfältiger, als meinen Kater, der den ganzen Tag brummt, und dem nichts recht ist. Krukru! Krukru! Aber nein — Schwesterlein soll's haben; Schwesterlein ist viel zärtlicher. O, wie wird Schwesterlein sich freuen, wenn es das Krukru hört! Schwesterlein, gutes Lischen — —"

In dem Augenblicke entschlüpfte das Wildtäublein den Händen des Köhlerknaben, der ganz verblüfft dastand, und meinte, es werde in aller Höhe davonfliegen. Aber aus dem Wildtäublein war jetzt das lieblichste Mägdlein geworden, vor dem der Bube aus purem Respekt das Käpplein vom Kopfe nahm, und, indem er es äußerst verlegen in den Händen drehte, endlich stammeln konnte: „Nichts für ungut, allerschönstes, gnädiges Wildtäublein, wollt' ich sagen, Fräulein! Hätt' ich gewußt', daß das Fräulein ein Wildtäublein, wollt' ich sagen, daß das Wildtäublein ein Fräulein — doch, damit ihr seht, wie ernst es mir ist, mein unartig Zeug wieder artig zu machen, so mögt ihr mir nur befehlen, womit ich euch dienen kann, allerschönstes Wild — wollt' ich sagen Fräulein!"

„Lischen, das in dem Nest auf dem Felsen so

viel geseufzt, und den Fehler der Eitelkeit so lang beweint hatte, lächelte wieder zum ersten Male bei dem drolligen Benehmen des Köhlerknaben. Der Wundervogel aber ließ sich auch wieder hören, und sang, daß dem Jungen, wie von einem reizenden Zauber, die Ohren summten:

„Wer das Wildtäublein dem Königssohn
Heimbringt, der holt sich großen Lohn!
Ksikksi, Ksikksi!
Köhlerknabe, führe sie!"

„Nun, nun, sagte der Junge munter lachend, ich habe dem räthselhaften Meistersänger schon einmal gehorcht, so will ich ihm wieder gehorchen. Ich weiß zwar nicht, was er da mit dem Königssohne meint, und kenne auch keinen Weg und keinen Steg zu irgend einem vornehmen Pallaste. Allein, was thuts? Er hat mir das Wildtäublein entdeckt — er wird auch den Königssohn finden. So kommt, Schöntäublein, Wildfräulein, wollt' ich sagen, Schönfräulein, Wildtäublein, ich will euch begleiten, so tapfer und vorsichtig, als ob der beste Rittersmann euch zur Seite ginge. Kommt nur, kommt! Ihr mögt den Schutz, den ich euch gewähre, als den Dienst annehmen, durch den ich dem Schönfräulein eben so artig scheinen soll, als ich dem Wildtäublein unartig vorkommen mußte." —

Aufgemuntert durch das Lied des Wundervogels, folgte Lischen dem lustigen Köhlerknaben durch Fluren und Wälder, über Berge und Thäler, und war endlich recht froh, als sie am dritten Tage am Saume des anmuthigsten Thales ein Schloß gewahrte, das ja wohl dem schönen Königssohne gehören mußte.

Sie standen jetzt vor einer Waffenschmiede, in der es tüchtig d'rauf los gehammert wurde. Der Köhlerknabe wollte vorbeigehen. „Denn, sagte er, was wird's dadrinnen anders zu sehen geben, als ein paar grobe, rusige Schmiedknechte.“ Allein — wie denn das weibliche Geschlecht immer neugierig ist — Lischen blieb unter der Thüre stehen, und schaute, und staunte nicht wenig, als sie vor sich, an die Wand gelehnt, einen blanken Schild stehen sah, der wie lauter Silber schimmerte. Sie konnte nicht umhin, einen Knecht zu fragen: „Ei, für wen ist dieß prachtvolle Meisterstück geschmiedet worden?“ Und der Knecht antwortete: „Für den schönen Königssohn im vornehmen Schlosse drüben!“ —

„Komm Wildtäublein, komm!“ bat der Köhlerknabe recht freundlich, und wollte Lischen von der Thüre ziehen; denn es war ihm, als habe er den Wundervogel seufzen hören: „Ksiksi! Ksiksi! Köhlerknabe, führe sie!“ —

Aber Lischen wand sich aus den Armen des Knaben, und schmollte ihm, und sagte: „Laß mich! Magst warten, bis ich fertig bin. Dem Königssohne werden so schöne, blanke Waffen geschmiedet. Wie schön muß er erst selbst seyn. Und ich sollte ihm so unordentlich entgegen treten? Nein, nein! ich will mich putzen, bis ich mir selbst gefalle, daß ich auch dem schönen Königssohne gefallen möge. Schau, schau! Der blanke Schild! Wie das schimmert in der Abendsonne! Da kann ich mich sehen von oben bis unten — und es ist doch kein Glasspiegel, daß ich Gefahr von einem Waldteufel, und kein Wasserspiegel, daß ich Hinterlist

von einer Nixe, und kein Marmorspiegel, daß ich Schlauheit von einem Kobold befürchten müßte. Frisch daran! Frisch daran! Ei, das wird eine Freude seyn, wenn dann der Königssohn aus dem Pallaste mir entgegenkommt, und ich ihm sagen kann: „Ich bin schön Lischen, schön Lischen!"

O du eitles, böses Lischen! Die alberne Maid vergaß in dem Augenblick, da sie sich in der Metallplatte beschaute, all das Unglück, das sie bisher ausgestanden, und dachte gar nicht daran, daß sie nun noch in das größte sich stürzen werde. Sie drehte sich rechts und links, und bückte sich, und streckte sich, und gefiel sich so wohl, daß sie gar nicht fertig werden konnte vor Schauen, und nichts als Schauen.

Vor der Werkstätte aber saß der Wundervogel auf einer Hollunderstaude, von der er durch das offene Fenster gerade Lischen vor dem blanken Schilde sehen konnte, und seufzte mit einer Wehmuth, die ihn fast zu verzehren schien: „O wehe, Spiegel-Lischen, o wehe!"

Allein, was half's. Lischen hatte durch ihre Eitelkeit schon die furchtbarste Strafe für sich herbeigeführt. Als sie noch in den blanken Metallspiegel schaute, gewahrte sie in dem Augenblicke, als der Vogel draußen seufzte, auf dem glänzenden Schild eine gräßliche Veränderung, die mit ihrem Bilde vorging. Ein fürchterliches Todtengerippe mit leeren Augenhöhlen und herabhängendem Unterkiefer wuchs aus dem Spiegel hervor. In den Knochen der einen Hand hielt es eine Sanduhr, in denen der andern eine Sense. Und indem die furchtbare Gestalt mit der Sense gegen das

erblaßende Mägdlein ausholte, spottete sie: „Spiegel-Lischen! Spiegel-Lischen!“ Abgemähet, wie eine Blume, sank Lischen zur Erde nieder; und die Erde öffnete sich zu einem Grabe; und das Todtengerippe umarmte die sterbende Maid, und versank mit ihr in dem Grabe, das sich alsobald wieder schloß, und nichts als die Spottreden herausgab: „Spiegle dich! Spiegle dich! He, he, he! Hab' ich dich? Hab' ich dich? Komm ein Bischen, Spiegel-Lischen! — Küsse mich! Spiegle dich!“ — Der Köhlerknabe, als er dieß grauenvolle Spektakel sah, erhob ein gellend Geschrei, und floh davon. Und selbst die Schmiedknechte verließen den Blasebalg und den Ambos, und kündeten dem Meister den Dienst auf, weil sie um keinen Preis mehr in der Werkstätte schaffen wollten, wo ihre schönste Arbeit so gräßlich verzaubert werde.

Nur der Wundervogel seufzte und weinte, und zitterte vor Jammer und Herzeleid, daß er von der Hollunderstaude fast niedersank. Es war ja das schrecklichste Unglück geschehen, das ihm von dem armen Lischen nichts zurückgelassen. Sonst, wenn er des Mägdleins Herz hatte, konnte er es wieder retten — dießmal aber war's umsonst. Das Todtengerippe hatte das ganze Lischen mit sich unter die Erde genommen. Drei Tage und drei Nächte sang der Vogel auf dem Hollunderstrauch die rührendsten Weisen, daß der Tod unter der Erde sich erbarme, und ihm des Mägdleins Herz herausgäbe. Allein wie wird der Tod sich erbarmen, der selbst kein Herz hat? Aber siehe, am Morgen des vierten Tages gab die Liebe zu dem armen Lischen dem Wundervogel ein Lied ein, das seinen guten

Erfolg haben mußte. Er setzte sich auf das Grab, und seufzte und sang:

„Tod aus Erz!
Gieb' mir das Herz!
Laß' dich erweichen, Mann!
Sieh' mich mitleidig an! —
Giebst mir das Herz,
Gerippe aus Erz,
Geb' ich das meine dir,
Schrecklicher, einst dafür.
Meines ist schöner fast,
Als was du jetzo hast!
Erde, du kalte Gruft,
Höre, wie Vogel ruft,
Höre, wie Vogel weint,
Wenn ihm nicht 's Herz erscheint!
Kiwitt! Kiwitt! Oeffne dich schon!
Denn es wartet der Königssohn!
Gerippe aus Erz,
Gieb mir das Herz!" —

Und siehe, der metallene Schild, den die Schreckensgestalt, als sie mit Lischen in die Erde versunken, über sich her geworfen hatte, spaltete sich, und ließ des Mägdleins Herz heraustreten aus der Mitte des Grabes. Und der Vogel eilte herein durch's Fenster und nahm das Herz in seinen Schnabel, und flog damit weit, weit über Berg und Thal, bis er endlich in einem Lande war, wo Metalle aus der Erde gegraben wurden. Da ließ er sich nieder, nahe an dem Orte, wo die Bergknappen mit den Silber= und Goldklumpen aus der Grube fuhren, und legte das Herz unter einen Eichbaum, wo gerade eine kranke Gazelle ihr

Leben endete, und benetzte es mit den Thränen seiner blauen Augen. In dem Augenblicke verblich die kranke Gazelle, und das Herz verwandelte sich in eine junge Gazelle. Und die Thränen des Vogels gaben der jungen Gazelle zwei Augen, die wie Kristalle funkelten. Das schlanke Thier versuchte alsobald, auf die Beine zu kommen, und sprang umher, und seufzte und blöckte sonder Rast und Ruhe. Der Wundervogel aber verbarg sich in den dunkeln Aesten des Eichbaums, und sang voll Wehmuth:

„Nun ist der größte Spiegel dein,
Den du, eitle Maid, begehrt!
Kannst dich am metallenen Spiegel freu'n,
Wenn der Knapp' aus der Grube fährt.
Doch Gazelle zart,
Dir wird's noch hart
Am metallenen Spiegel ergeh'n,
Wirst Angst und Noth aussteh'n.
Der Knappe droht dir vom dunkeln Schacht,
Der Jäger aus des Waldes Nacht —
Das ist die Strafe für dein Vergeh'n.
Doch bess're dich, Gazelle mein,
So will ich dich endlich vom Erze befrei'n.
Kiwitt! Riri!
Gazelle, ich verlasse dich nie!"

Mit dem verwandelten Lischen sah es jetzt recht schlimm aus. Täglich mußte die junge Gazelle, sie mochte wollen oder nicht — es zwang sie eine Zaubergewalt — an die Grube laufen, wenn die Bergknappen mit den kostbaren, schimmernden Metallklumpen ausfuhren, und mußte sich rechts und links beschauen in dem blanken Erze, ob auch die Knappen sie

verspotteten und verspieen, und sogar mit Steinen auf sie warfen. Die hellfunkelnden Augen der schlanken Gazelle wurden endlich ganz trübe von den vielen Thränen, die sie weinen mußte. Und dazu kam noch der Schmerz, daß sie täglich dreimal vom Eichbaum vernahm: „Spiegel-Lischen! Spiegel-Lischen!" —

Endlich bekamen's die Bergknappen genug, und der tägliche Besuch der Gazelle an der Grube, und ihr Drehen und Strecken und Schauen an den goldenen und silbernen Platten wurde ihnen überlästig. Sie zeigten's einem Jäger an, daß er hier einen guten Fang thun könne; und der Jäger kam, und schoß auf die Gazelle einen scharfen Pfeil ab, der ihr voderes rechtes Bein verletzte, daß sie nicht mehr entrinnen konnte. Der Jäger freute sich der schlanken Beute, und nahm sie auf seinen Rücken, und trug sie davon.

Nun aber erwachte das Mitleid und die Liebe des Wundervogels auf dem Eichbaume im höchsten Grade. Sollte er denn das arme Lischen, das sich nun gewiß bessern werde, verschmachten lassen, da er doch dem Königssohne im Morgenlande gewiß keine lieblichere Braut hätte bringen können, wenn nur nicht die fatalen Spiegel, der Glasspiegel, der Wasserspiegel, der Marmorspiegel, und der Metallspiegel gewesen wären? Er flog dem Jäger nach, und sang über seinem Haupte:

„Die Gazelle, die du gefangen hast,
Ksikſi! Ksikſi!
Ist eine süße, süße Last!
Riri! Riri!

Die Gazelle ist die schönste Maid;
Gsinggsang! Gsinggsang!
Einem Königssohne zu Lust und Freud!
Tingtang! Tingtang!
Wer die Gazelle dem Königssohn
Heimbringt, der holt sich großen Lohn!
Ksiksi! Ksiksi!
Das Mägdlein ist hie!"

Der Jäger staunte nicht wenig über den Gesang des Vogels, und trug die Gazelle heim, und that alles Mögliche, ihren wunden Fuß zu heilen. Aber ach, die Wunde wollte nicht heilen; und die Gazelle wurde mit jedem Tage schwächer und leidender. „O wehe, o wehe! seufzte der Jäger, und sagte recht mitleidig: Wenn ich dich doch nur entzaubern könnte, du arme Maid, und könnte dich hinbringen zum schönen Königssohne im Morgenlande. Ich wollte ja gewiß keinen Lohn, und wäre gerne zufrieden, wenn ich das Unrecht, das ich dir mit dem Pfeile angethan, wieder gut machen könnte." — Aber die leidende Gazelle schüttelte wehmüthig lächelnd das Köpfchen, als wollte sie sagen: „Laß mich! Laß mich! Ich will sterben bei dir! Ich verdiene nicht den Königssohn!"

In dem Augenblicke flog der Wundervogel in die Stube herein, und setzte sich auf ein Hirschgeweih, das an der Wand hing, und sang mit einer Stimme, so zart und süß, daß Jäger und Gazelle in einen Schlummer voll lieblicher Träume eingewiegt wurden:

„Die Stunde ist da! O, spute dich schon!
Lischen, es wartet der Königssohn."

Dann flatterte der Vogel, so herrlich schimmernd und freundlich, wie noch nie, hernieder, und pickte das Herz aus dem Leibe der schlummernden Gazelle, und nahm es in seinen Schnabel, und flog davon über Berge und Thäler. Der Jäger aber, als er erwachte, fand, statt der Gazelle eine goldene Rose vom Königssohne aus Morgenland. —

Es war ein gar lieblicher, düftevoller Sommermorgen, als der Wundervogel wieder an dem Fenster saß, vor dem er einst gesungen, da Lischen geboren worden. Als die Mutter, die immer noch vor der Leiche ihres lieben Töchterleins weheklagte, und den zerschmetterten Spiegel tausendmal verwünschte, den unerwarteten beflügelten Gast erkannte, kam er ihr noch viel schöner vor, als ehedem, und sie meinte, vor Schmerz und Jammer vergehen zu müssen, da er das bekannte Lied sang:

„Mich schickt ein König vom Morgenland;
Ksiksi! Ksiksi!
Er will ein Mägdlein, noch unbekannt:
Riri! Riri!
Es ist ihm geboren ein schöner Sohn;
Kiwitt! Kiwitt!
Dem schönsten Mägdlein zu Lieb' und Lohn.
Schittschitt! Schittschitt!
Und weiß das Mägdlein nicht, daß es schön;
Gsinggsang! gsinggsang!
Dann führ' ich's im goldnen Abendweh'n,
Tingtang! Tingtang!
Zu ewiger Freude und ewiger Lust,
An des schönsten Königssohnes Brust!
Ksiksi! Ksiksi!
Find' ich das Mägdlein hie?“

Die Frage des Wundervogels: „Find' ich das Mägdlein hie?" hatte den Schmerz der Mutter auf's Höchste gesteigert. „Ja, rief sie aus, und rang die Hände, du würdest das Mägdlein hier finden, hätte nicht seine allzugroße Eitelkeit und meine falsche Liebe es zu Grunde gerichtet. Ach, daß ich mit meinen Thränen noch einmal es zum Leben erwecken könnte — wie wollt' ich es ganz anders auferziehen zur Freude des schönen Königssohnes vom Morgenlande!"

Kaum hatte der Vogel diese Rede vernommen — da flog er hernieder auf den Leichnam, und legte das zarte, reine Herz der jungen Gazelle, das er aus fernem Lande mit sich gebracht, an die Stelle, aus der er vordem das eitle Herz des albernen Spiegel-Lischens gepickt hatte.

Zugleich schmetterte er mit no nie geäußerter Kraft aus voller Kehle:

„Spiegel zu Tausenden
Laßt euch voll Schimmer seh'n.
Prüfung zum letzten Mal
Sendet aus eurem Strahl!
Ist's überstanden schon,
Zeigt sich der Königssohn.
Kiwitt! Kiwitt!
Lischen, nun wanke nicht!"

In dem Augenblicke verwandelte sich das stille Leichenkämmerlein des Mägdleins, dessen Gazellenherz allmählig zu schlagen begann, in einen prachtvollen Saal. Die Wände waren von geschliffenem Marmor, der Fußboden von blank schimmerndem Metall. In der Mitte des Saales, aus einer großen goldenen

Muschel sprang eine Quelle, in deren reinem Strahl die Sterne des Himmels sich hätten schauen können; und zu allen Seiten erhoben sich die kostbarsten Spiegel in die Höhe, so daß das Auge, wo es immer hin sah, es nicht verhüten konnte, sich selbst zu sehen. Umgeben von all dieser Pracht, erhob sich das Mägdlein, das wiederlebende Lischen; hätte aber, voll Angst und Schrecken, das Auge sogleich wieder geschlossen, wenn nicht sein erster Blick die hochentzückte Mutter getroffen hätte, die das liebe, liebe Kind in ihre Arme nahm, und an ihre Brust drückte.

„Hinweg! hinweg! seufzte Lischen voll Scham und Reue, und verbarg das Angesicht im Schooße der Mutter: O, hinweg! Hier ist nichts, als Gefahr! Mütterlein, lieb Mütterlein! Keinen Spiegel mehr! An den Himmel will ich schauen, wenn ich bete! Und wenn mich die Leute loben ob meiner Schönheit, will ich zur Erde blicken, und daran denken, daß mein Angesicht aus Erde gemacht ist. In das Herz der Mutter will ich schauen, und dankbar fühlen, daß Mutterherz schlägt für Lischen; und in mein Gewissen will ich schauen, ob kein Vorwurf irgend einer schlimmen That heraussieht. Himmel, Erde, Mutterherz und Gewissen — das sollen meine Spiegel seyn. Mütterlein, Mütterlein, keinen andern Spiegel mehr. Muß mich nun auch der schöne Königssohn verachten meiner Eitelkeit wegen — so thut er gerade recht. Ich aber will von nun an einsam leben und verborgen, ein bescheidenes Veilchen im duftenden Gärtchen deiner Liebe. Mütterlein! Mütterlein! Keinen Spiegel mehr!“ —

Siehe, da war mit einem Male der Pallast mit

all seiner lockenden Pracht verschwunden, und an seiner Stelle ein Garten voll Rosen, Reseden, Lilien und Myrthen getreten. Lischen mit der Mutter saß in einer schattigen Geisblattlaube, und horchte mit klopfendem Herzen der Melodie des Wundervogels, der neben ihr in den Zweigen saß, und sang:

„Mägdlein, höre den süßen Ton:
Mägdlein, es nahet der Königssohn!
Kiwitt! Riri!
Königssohn verläßt dich nie!“

Ei, Wunder über Wunder! Der Vogel hüpfte herzu an Lischens Seite, und verwandelte sich in den schönsten Jüngling, den man je gesehen; die goldgelben Kopffedern wurden blonde Locken, die unter einer Königskrone bis zum Nacken niederfloßen; der Schnabel verschwand und an seiner Stelle glänzten Lippen und Wangen vom schönsten Karmin, statt der Flügel traten kräftige Hände aus den Aermeln eines hellgrünen seidenen Wamses; und der lange Pfauenschweif wurde eine königliche Schleppe von persischer Ueppigkeit. —

Lischen sah bescheiden zur Erde. Dann bot sie dem Königssohne stillweinend die Hand, die er auf immer verlangte. —

In dem Augenblicke aber trat das Todtengerippe in die Gartenlaube, und grins'te den Königssohn an, und klapperte mit den Zähnen: „Meinst du, sauberer Vogel, ich kenne dich nicht mehr, weil du nun ein schöner Königssohn geworden? Ei, ei, mein Gedächtniß ist nicht so kurz, daß ich schon sollte vergessen haben,

was du mir dort in der Waffenwerkstätte versprochen. Ich gab dir des Mägdleins Herz — und verlange nun das deine dafür!"

Aber der Königssohn lächelte und entgegnete: „Es thut mir leid, daß ich mein Versprechen nicht halten kann! Mein Herz ist in das andere übergegangen, seitdem die Eitelkeit daraus verbannt worden. Daß du aber beide Herzen jetzt schon haben sollst, ist ganz gegen unsern Vertrag. Nach fünfzig Jahren magst du wieder kommen." —

Das Gerippe war recht mürrisch, und zürnte auf Lischen, und warf ihm einen bösen Blick zu, und murmelte: „Spiegel-Lischen! Spiegel-Lischen!" —

Die junge Königin erschrack, daß sie erblaßte. Aber der Königssohn tröstete sie, und sagte: „Dieß ruft der Tod nur, daß du seiner gedenkest, und dessen, was Alles mit dir geschehen, auf daß du nicht mehr eitel werdest." —

König und Königin lebten von nun an so glücklich, als man nur immer leben kann. Nach fünfzig Jahren aber gaben sie ihre Herzen recht gerne dem Todtengerippe. —

So endet das Mährchen vom Spiegel-Lischen, von dem man sagt, daß es viel Wahrheit enthalte. Und eben darum darf man euch allen, ihr vielen, vielen Lischen und Nettchen und Minchen, und wie ihr sonst noch heißt, mit gutem Gewissen die wohlgemeinte Lehre geben: „Merkt euch für immerhin die Geschichte vom Spiegel-Lischen." —

Das Hahnweiblein.

Ein Mährchen.

In einem Marktflecken des schönen Schwabenlandes war vor vielen Jahren ein altes Weiblein zu sehen, von dem man nicht wußte, wo es eigentlich zu Hause sey; denn es wohnte nicht unter den Leuten, sondern kam nur, wenn Wochenmarkt gehalten wurde, und kaufte einen Hahn, und trug ihn davon bis zum nächsten Wäldchen, wo es verschwand, ohne eine Spur von sich zurückzulassen. Das Weiblein war eine sonderbare Gestalt, klein, rund und buckelig, mit einem bräunlichen Zigeunergesicht voll Narben und Runzeln, mit kurzen Armen und krummen Füßen; und wenn es so daher wackelte, meinte man jeden Augenblick, es müsse zur Erde niederfallen, um nicht wieder aufstehen zu können. Allein, es fiel nicht; denn eine große, buntfarbige Hahnfeder über seinem grünen Hütlein von Binsenkielen, das es bis tief in die Stirne und fest über die kleinen, schwarzblitzenden Augen gedrückt hatte, schien auf wunderbare Weise die Kraft zu haben, das Gleichgewicht in dem Augenblicke, da die Alte es verloren hatte, wieder herzustellen. Denn stolperte das Weiblein links, so kehrte sich die Feder auf dem Bin-

senhütlein rechts; und war es schon daran, daß das Weiblein rechts fallen sollte, so war die Feder flugs auf der linken Seite, und drehte sich und bog sich, wie ein lustiger Gaukler auf dem Seile. Und das Weiblein kam nie zum Fallen.

Die Einwohner des Marktfleckens waren an das wöchentliche Erscheinen dieser Alten so sehr gewöhnt, daß man sie ruhig ihres Weges gehen ließ, höchstens, daß ein Bauer durch das Fenster sah, ob das Hahnweib das Binsenhütlein aufhabe, oder einen breiten Deckel von grobem Filz. War das Letztere der Fall, so galt es für eine ausgemachte Sache, daß es den andern Tag regnen werde; und der Bauer unterließ es wohlweislich, seine Wiese oder seinen Garten abzumähen.

Die Kinder aber, wie denn die Kinder leider auf der Gasse oft sehr ungezogen sich betragen — liefen dem alten Weiblein nach, zupften es am schwarzen Rocke, verlachten es, und schrieen:

„Die Hahnenlise,
Von der Waldwiese!
Hi, hi, hi!
Die alte Schachtel, die!
Hat keinen Mann,
Kauft einen Hahn!
Kikrikiki! O, jemini!“ —

Meistens ging das Weiblein weiter, ohne sich an das Gespött der Gassenjungen zu kehren. Nur wenn es ihr gar zu bunt wurde, und wenn sich die böse Jugend sogar erfrechte, mit Ruthen und Stöcken von hintenher sie zu beunruhigen, wandte sie sich plötzlich

um, und machte ein finster Gesicht, und hob den Zeigefinger drohend in die Höhe, und schalt:

„Sperrt diese Buben
In Narrenstuben
Hinein, hinein!
Dort mögen sie schrein:
O Hahnenlise
Von der Waldwiese,
Wir wollen gerne ruhig seyn!“

Mancher aus der Schaar der Knaben erschrack bei dieser Drohung, und entfernte sich, von dem finstern Blick der Hahnenlise eingeschüchtert. Die Aergsten aber und Ungezogensten ließen nicht nach, und verfolgten sie vom Marktplatze, wo sie einen Hahn gekauft, an allen Häusern vorbei, über die Wiese bis zum nahen Wäldchen, da sie hinter der ersten und größten Hagebuche verschwand. Einer aber, der Sohn des reichsten Bauern, war auch jetzt noch nicht zufrieden; sondern, nachdem schon alle seine bösen Kameraden sich entfernt hatten, blieb er stehen, und schrie in den Wald hinein:

„Hahnenlise, komm heraus,
Wenn du kannst, aus deinem Haus!
Kaufe mir ab meinen großen Hahn,
Daß ich recht lange schlafen kann!
Hi, hi, hi!
Kikrikiki!“

Und siehe, die Hahnenlise kam heraus, und fragte den frechen Buben, ob es sein Ernst sey. „Ja wohl, sagte er, ist es mein Ernst. Ich werde froh seyn,

wenn ich seiner los bin. Schon in der Frühe, ehe es vom Kirchthurme vier Uhr schlagt, fangt er zu krähen an, und schreit so aus vollem Halse, daß ich erwachen muß, wenn ich das beste Morgenschläflein noch machen möchte. Ich will ihn dir gewiß wohlfeil geben. Ja, du sollst ihn umsonst haben, wenn du mir versprechen kannst, daß ich künftighin nicht eher aufwache, als bis meine Mutter den Dienstboten zum Mittagessen schreit."

Die Hahnenlise machte ein traurig Gesicht, und fragte noch einmal: „Ist das dein Ernst, du dummer Junge?" — „Muß ich es noch oft sagen, du gescheidte Lise?" spottete der alberne Knabe, und sang und pfiff: „Hi, hi, hi! Kikrikiki!" —

„Topp! Es sey!" rief das Hahnenweib, und streckte ihren Arm, der auf einmal so lang und dünn, wie die längste Feder im Schweife eines Pfauenhahns wurde, dem Bauernknaben entgegen, der darüber auf einmal so erschrack, daß er vor lauter Zittern kaum die Hand zum Einschlagen hinbieten konnte. „Bube! Bube! setzte die Hahnenlise hinzu: Du hast einen dummen Streich gemacht, der dich noch reuen wird, und ich wollte, du hättest deinen großen Hahn behalten; oder doch was Besseres in den Tauschhandel gemacht. Allein, was geschehen ist, ist geschehen; die Hahnenlise läßt nicht spaßen mit sich; am allerwenigsten kann sie von Solchen einen Spaß ertragen, die sie auf öffentlicher Strasse verspotten, wie du es schon oft gethan hast. Nun gehe nur heim, und sag' es deinen bösen Schulkameraden: Ich werde noch Manchen so daran kriegen, wie eben dich, sobald sie sich noch einmal unterstehen, ein armes, altes, mißgestaltetes Weib, wie ich bin, auf dem Markte zu verspotten. Nun gehe

nur, gehe! Deinen großen Hahn will ich mir schon holen lassen durch einen schlauen Fuchs, der in meinen Diensten steht. Dafür sollst du die schönste Zeit, die goldenen Morgenstunden verschlafen können, bis deine Mutter den Dienstboten zum Mittagessen schreit."

So sprach die Hahnenlise, und verbarg sich hinter die Hagebuche. Und der Knabe, der nun keuchend und heulend davon lief, mußte es sich gefallen lassen, daß sie ihm mit gellender Stimme noch lange aus dem Baume heraus nachrief: „Schlafhans! Schlafhans!"

Am andern Morgen wollte der Hans gar nicht erwachen. „Was ist das? sagte seine Mutter, die reiche Bäurin. Er wird doch nicht krank im Bette liegen?" — „Laß ihn nur immer schlafen! entgegnete der reiche Bauer, sein Vater. Es muß ihm wirklich nicht recht just seyn! Hast du gestern Abends nicht bemerkt, wie er zitterte vor Frost; und wie schläfrig und müde er war, daß er nicht einmal mehr essen und trinken wollte? Wahrhaftig, er muß krank seyn, sonst wär' er gewiß aufgestanden; denn der große Haushahn läßt ihm um vier Uhr keine Ruhe mehr. Laß ihn nur schlafen, bis seine Kameraden in die Schule gehen. Da bleibt er gewiß nicht zurück; denn er ist ja der beste Schüler, sagt der Schulmeister."

In dem Augenblicke kam der Knecht des Bauern in die Stube, und jammerte, und rief: „Der große Hahn ist fort aus dem Stalle." — „Freilich, freilich! fiel ihm der Nachbar, der beim Fenster hereinguckte, in die Rede: Habt Ihr den Dieb nicht gesehen? Vor einer Stunde trug ein Fuchs den schönen, großen Hahn im Rachen davon. Ich sah es, und

wollte schlauer seyn, als er, und lief ihm den Weg ab durch euren Garten, an der offenen Thüre ihm die Beute abzujagen; allein der Dieb war unverschämt genug, gleich vornen durch den Hofraum davonzuschleichen, und es ärgerte mich nicht wenig, daß ich ihm, so fein geprellt, nachschauen mußte. Er soll nur wieder kommen, der Galgenstrick!"

„Wenn's so ist, sagte der reiche Bauer, mag es mich nicht mehr wundern, daß der Hans noch schlaft. Der Hahn war ein besserer Wecker, als der an unserer Schwarzwälderuhr. Gehe, Weib, und wecke den faulen Hans." —

Aber der faule Hans wollte nicht aufstehen. Er warf sich im Bette hin und her, und gähnte und streckte die Arme bis über den Kopf, und konnte nicht aus dem Schlafe kommen, und antwortete endlich der Mutter, die ihn schalt und aus dem Bette zerren wollte, mit der trägen Rede: „Laß mich! Laß mich! Wenn du den Dienstboten zum Mittagessen schreist, komm wieder!"

So ging's alle Tage. Der Hans wollte vor Mittag nie aufstehen. Er versäumte Morgengebet, Kirche und Schule. Wenn der Knecht in das Feld fuhr, frühmorgens, da die Lerchen schon hoch in den Lüften sangen, schnarchte der Hans so fest, daß er gar nicht zu erwecken war; und nicht einmal der Kaffee, sein liebstes Frühstück, das die Bäurin, um ihn aufzumuntern, vor sein Bett brachte, konnte von nun an seine belebende Kraft ausüben.

Was war da zu machen? Der Bauer hatte großen Aerger über seinen Sohn. Die Zeit von Morgens

vier Uhr bis sechs Uhr, in der sonst die Pferde und Kühe von dem Hans gefüttert wurden, wenn der Knecht nicht da war, würde er ihm wohl noch zum Schlafen geschenkt haben. Allein, daß der faule Bube sogar Kirche und Schule versäumte, das kränkte den zornigen Vater dermassen, daß er mit Stock und Prügel an das Bett des sauberen Söhnleins kam, und unter derben Flüchen und Schlägen ihn endlich zwang, die Federn zu verlassen, in die Hosen zu fahren, und ohne Frühstück und gute Meinung, wie es doch sonst geschah im christlichen Hause, an die Arbeit zu gehen. Dieß Getöse, womit der Bauer seinen Sohn weckte, wenn Kirchen- und Schulzeit war, glich nicht selten dem Gebelle eines großen Hundes. Die Kinder, die vorüber gingen, standen stille, und horchten und sagten zu einander: „Der Bauer bellt, wie ein Hund — und der faule Hans will's doch nicht hören." — Der Bauer erhielt darum den Spitznamen: Schulhund. Und der Hans wurde von nun an der Schlafhans genannt, welchen Namen er schon von der Hahnenlise bekommen hatte. Wenn darum ein schläfriges Kind in irgend einem Hause sich befand, so wurde es gewiß munter und wach, wenn Vater oder Mutter drohend fragten: „Soll dich der Schulhund wecken?" — Dieser Spitzname ist jetzt vom Bauern auf's Metall übergegangen. Denn das Glöcklein, das so manchen schläfrigen Hans unter den Schülern und Studenten zur Kirche und Schule läutet, heißt, wie männiglich bekannt ist, der Schulhund. —

Allein der Bauer mochte noch so tapfer bellen — der Hans wurde um kein Haar leichter und munterer.

Und ob ihn auch der Vater aus dem Bette herausriß, was half es? Er blieb schläfrig und träge, und es ging ihm so zu sagen nichts aus der Hand. Man sann auf allerlei Mittel, wie der Schlafhans, der doch früher ganz anders war, wieder zu einem muntern, fleißigen und flinken Burschen gemacht werden könne. „Endlich, rief die Bäuerin, ich hab' es heraus! Der Hahn, der große Haushahn! Seit der fort ist, hat sich der Bube so verändert! Ein Haushahn muß wieder her, der frühmorgens um vier Uhr kräht, daß es noch der sechste Nachbar hören kann!" Dem Bauern gefiel der Plan, um so mehr, weil er Hoffnung hatte, daß er, wenn der Hahn seine Stelle vertrete, den Spitznamen Schulhund, der ihm schon manchmal durch einen schadenfrohen Mitmenschen zu Ohren gebracht wurde, wieder verlieren werde. Richtig; die Bäuerin kaufte den schönsten Hahn, der auf dem Markte zu finden war. Aber, was half's wieder? Der Hahn krähte nicht. Die Bäuerin kaufte den zweiten, und den dritten — und keiner wollte einen Ton von sich geben. „Ei, ei, wie soll ich das begreifen?" sagte sie zu sich selbst; und in derselben Stunde noch erzählte sie es der Frau Nachbarin. Die Frau Nachbarin aber wußte Bescheid, und entgegnete: „Ihr seyd eine so kluge Bäurin, und wißt nicht, wie das zugeht? So oft ihr auf den Markt geht, ist die Hahnenlise schon vor euch da, und untersucht und greift einen jeden feilen Hahn, und murmelt was zwischen den Zähnen, und rupft einem jeden eine Feder aus, und ein solcher Hahn wird gewiß nicht mehr krähen. Die dicke Rumpelbergerin, die gar so pfiffig seyn will — ihr kennt sie doch? Die hat auch

erst einen Hahn gekauft, einen schönen Vogel, so drollig, wie ein Papagei. Was hat sie nun? Die Hahnenlise hat's ihm angethan. Ich hab' es gesehen. Nun ist er stumm, wie ein Fisch, und kann keine Henne locken, und keinen Knecht und keinen Buben wecken."

Da wurde die Bäurin zornig über die Hahnenlise, die Hexenkünste machte, und über die Nachbarin, die so schadenfroh zu erzählen wußte, und ging in ein weit entlegenes Dorf, einen Hahn zu kaufen, der noch nicht in die Hände der Zauberin von der Waldwiese gekommen sey. Kaum fütterte sie den Hahn drei Tage lang, während welcher Zeit er wirklich als vortrefflicher Krähmeister seine Schuldigkeit gethan, und den Schlafhans Punkt vier Uhr geweckt hatte — da holte der schlaue Fuchs in der vierten Nacht den neuen Schulhund. Jetzt war der Jammer nur noch ärger. Denn der Bauer, dem der Hahnenkauf zu dick in den Beutel griff, trat von freien Stücken in sein altes Amt zurück, und verstand es auch vortrefflich auszuüben, nur mit dem Unterschiede, daß er von nun an meistens das Bellen in Schläge verwandelte.

Aber, ach, an dem Schlafhans half Alles nichts. Wenn er, den Rücken voll Schläge, aus dem Hause ging, um zu rechter Zeit noch in die Kirche zu kommen, so sah man ihn doch nicht in der Kirche; denn es war ihm lieber, draußen auf dem Gottesacker, wo er an einem Grabsteine sich niedersetzte, von den Tönen der Orgel in einen festen Schlaf sich einlullen zu lassen. Und weckte ihn der Meßner oder der Todtengräber mit ein paar derben Backenstreichen, und ermahnte ihn, in die Schule zu gehen, so kam er wohl

in die Schule, aber auch nur, um den Kopf zwischen die Arme auf die Bank hinzulegen, und stundenlang zu schlafen, statt zu rechnen, zu lesen oder zu schreiben. Anfangs gebrauchte der Schulmeister Milde und Ernst, gute Worte und derbe Schläge, um den Schlafhans zu bessern. Da er aber sah, daß nichts fruchte, ließ er ihn ungeschoren, und warnte die Andern mit den Worten: „Seht ihr? Wie erbärmlich! Nehmt euch ein Beispiel an dem Schlafhansen!“ — So kam es denn, daß der Bauernbube, der sonst der erste und beste Schüler war, nun der letzte und schlechteste unter allen wurde, und das ganze Jahr hindurch in dem Eselsbänklein saß, dessen allerletzten Platz er sich nicht durch Mangel an natürlichen Anlagen, sondern nur allein durch gränzenlose Faulheit angeeignet hatte.

Das Gegentheil von dem Schlafhans aber war das sogenannte fleißige Peterlein, der zehnjährige Sohn einer armen Wittwe, die vor dem Marktflecken draußen eine elende Hütte besaß, und sich und ihr Knäblein spärlich mit der Arbeit ihrer Hände ernährte. Der Peter war gar ein guter Bursche, so still und eingezogen und sittsam. Man sah ihn gewiß nie unter den Buben, die das Hahnweiblein verspotteten; ja, gerade umgekehrt, wenn er zufällig dazwischen kam, so verwies er ihnen ihr unartig Treiben mit ernster Miene, und drohte, wenn sie nicht sogleich nachließen und auseinandergingen, dem Schulmeister es zu sagen, der es dem Pfarrer berichten müsse, auf daß sie eine öffentliche Strafe in der Kirche auszustehen bekämen. Die Hahnenlise sah auf den guten Knaben mit Wohlgefallen, merkte sich seine Züge gar wohl, und gab ihm

oft, wenn sie ihm begegnete, eine schöne Blume vom Walde, oder eine Schürze voll Triffeln, die der kleine Peter in der Stadt verkaufte. Ja, einmal lächelte sie ihn gar freundlich an, und sagte: „Es wird schon eine Zeit kommen, wo ich dir vergelten kann, Junge!"

Die Zeit blieb wahrlich nicht lange aus. Es rückte der Tag der Schulprüfung immer näher und näher. Das fleißige Peterlein lernte d'rauf los, daß seine Mutter oft sagen mußte: „Hör auf, Peter; du wirst mir noch krank!" — Aber der Peter sagte: „Mütterlein, das thut mir nichts! Und morgen, morgen mußt du mich um vier Uhr wecken. In der Frühe ist Alles so stille; da geht Einem das Lernen recht von Statten. Mütterlein, wecke mich ja nur gewiß! Bis jetzt hab' ich in der Schule den ersten Platz behauptet, weil der Hans des reichen Bauern, der sonst vor mir war, ein fauler Schlafhans geworden ist. Wenn ich aber nun auch faul würde, so müßte ich den ersten Platz verlieren, und mich schämen mein Lebenlang. Nein, nein, der arme Peter wird gewiß nicht faul werden."

Die Mutter versprach, ihn zu wecken. Allein, weil sie den ganzen Tag hindurch viel zu arbeiten hatte, und sich überaus müde erst spät in der Nacht zu Bette legte, ist sie wohl selbst verschlafen. Und der Knabe erwachte erst um sechs Uhr, von einem Traume geweckt, in dem es ihm vorkam, der reiche Bauer, der große Schulhund, habe ihn, wie den faulen Schlafhans angebellt. Das schmerzte ihn in der Seele, und er fing recht bitterlich zu weinen an, so daß die Mutter, die nun auch erwachte, gar nicht im Stande war,

ihn zu trösten. Erst, als sie sagte: „Still, Büblein, still! Ich kaufe dir, wenn ich von der reichen Bäurin meinen Wäscherlohn bekomme, einen schönen großen Haushahn, der dich alle Morgen um vier Uhr wecken soll!“ — Da hörte das fleißige Peterlein auf zu weinen, und freute sich schon auf den schönen großen Haushahn.

Aber die reiche Bäurin zahlte der armen Wittwe den Wäscherlohn nicht, wie denn die reichsten Leute oft am allerlangsamsten zahlen — und somit verstrich ein Tag um den andern, und der kleine Peter seufzte und weinte, weil er meinte, er habe noch nicht genug gelernt zur Schulprüfung, die vor der Thüre stand, und die Stunden von vier Uhr morgens bis sechs Uhr wären gerade zum Lernen die besten gewesen.

Endlich am Wochenmarktstage trat das fleißige Peterlein zur Mutter und bat: „Mütterlein, gib mir mein Pathengeschenk, den schönen, blanken Gulden!“ „Zu was, mein Söhnlein?“ fragte die Mutter. — „Ei, antwortete der Knabe, meinst du, zu was anderm wohl, als daß ich mir einen großen, wachbaren Haushahn kaufe? Die reiche Bäurin hat dich nun lang genug geneckt, und nie gezahlt. Gieb mir nur das schöne Guldenstück; ich will auf den Markt gehen und einen Haushahn kaufen, daß ich der Erste werde in der Schulprüfung. Und wenn ich der Erste bin, gibt mir der Pathe wohl einen andern Gulden; das weiß ich gewiß.“

Die Wittwe, gerührt durch den Eifer des Söhnleins, konnte nicht widersprechen, und gab ihm den Gulden. Und das fleißige Peterlein eilte, was er konnte, auf den Markt, damit er nur frühe genug dort

sey, ehe die Hahnenlise komme. Denn er hatte ja auch schon gehört, daß die Zauberin, oder Zigeunerin oder Hexe, was sie seyn möge, alle Hähne probirre, und jedem eine Feder ausrupfe, und ein so gerupfter Hahn nicht mehr krähe sein Leben lang.

Also stand der Peter schon ganz frühe auf dem Marktplatze, und freute sich, daß das Hahnweiblein noch nicht da war. Allein seine Freude verwandelte sich bald in großes Herzeleid, weil kein Hahn auf den Markt gebracht wurde, so lange er wartete. Und wenn er bis auf diese Stunde gewartet hätte, so wäre wohl noch immer kein Hahn zugetragen worden. Denn die Weiber aus allen Gegenden hatten zusammen geschworen, daß sie, so lange die Hahnenlise sich sehen lasse, keinen Hahn mehr zu Markt bringen wollten.

Es war bereits Mittag geworden, und die Leute hatten sich größtentheils schon verlaufen. Nur das fleißige Peterlein saß noch immer auf dem Ecksteine eines Hauses, und wartete und seufzte, während er, um die liebe Zeit nicht zu versäumen, ein Buch vor sich hatte, um einige schöne Sittensprüche auswendig zu lernen.

Nun aber wollte er sich auch davon machen, indem er sich eine Thräne vom Auge wischte, das Zeichen des Schmerzens über sein fruchtloses Harren. Da stand auf einmal die Hahnenlise vor ihm, und sagte: „Mußt nicht weinen, fleißiges Peterlein, mußt nicht weinen!"

Der Knabe aber erschrack, und wollte davon eilen; und es kostete das Hahnenweiblein nicht geringe Mühe, ihn durch Schmeicheln zum Stehen zu bringen. Endlich nahm sich der Peter ein Herz, entgegnete ihren

Schmeicheleien, und schalt sie: „Du auch schon wieder da, du Hahnenrupferin! Kein Wunder, daß ich keinen Hahn auf dem Markte sah; und ich hätte doch gern einen gekauft, der mich morgens vier Uhr geweckt hätte!“

„Weiß schon! Weiß schon! Büblein! fleißiges Peterlein! entgegnete die Hahnenlise. Sollst aber auch einen kriegen, wenn du Vertrauen zu mir hast. Darfst dich nicht fürchten vor mir, du Herzensjunge! Meinst du, ich wisse es nicht, wie munter und fleißig du bist, wenn der Schlafhans des reichen Bauern und noch viele andere Schlafhänse im Marktflecken noch schnarchen und fortschnarchen, bis die liebe Sonne ihnen in's Gesicht scheint? Du warst immer ein braves Büblein, und hast meiner nie gespottet; bist folgsam zu Hause, andächtig in der Kirche und fleißig in der Schule. Hast du schon vergessen, was ich zu dir sagte? „Es wird schon eine Zeit kommen, wo ich dir vergelten kann, Junge!“ Die Zeit ist gekommen. Aber fürchte dich nicht. Heute Abends vor Sonnenuntergang wandle hinaus an's Wäldchen zu der großen Hagebuche. Dort sage das Sprüchlein her! Merke wohl!

„Hahnenlise
Von der Waldwiese!
Höre mich, und sage an:
Hast du keinen großen Hahn,
Der allzeit um vier Uhr früh
Dich geweckt, und schrie:
Kikrikiki?!“ —

Kaum hatte das Hahnenweiblein so gesprochen, war sie auch schon um das Eck des Hauses hinüber,

und verschwunden. Der Peter wußte nicht, wie ihm geschehen war. Er eilte, was er konnte, nach Hause, und erzählte den ganzen Hergang der stillhorchenden Mutter, und fragte sie, was er zu thun hätte. Die Wittwe bedachte sich ein Weilchen; dann entgegnete sie dem Söhnlein: „Die Hahnenlise hat noch keinem Menschen was zu Leide gethan. Kannst ja hingehen, Peterlein!"

Der Eifer des Knaben und der Zuspruch der Mutter überwand seine Furcht; und ehe die Sonne unterging, stand er vor der Hagebuche, und sagte das Sprüchlein:

„Hahnenlise
Von der Waldwiese!
Höre mich, und sage an:
Hast du keinen großen Hahn,
Der allzeit — —"

Hier wußte er das Sprüchlein nicht weiter zu sagen; und wie er hin und her sann, es ging nicht. Hinter der Hagebuche guckte manchmal die krumme Hahnfeder von dem Binsenhütchen der Hahnenlise hervor, verschwand aber sogleich wieder. Der Knabe sprang mit einem Sprunge hinter die Hagebuche — allein da war Hahnfeder und Binsenhütchen und Hahnenlise weg. Das verdroß ihn so sehr, daß er weinte, und davon gehen wollte. In dem Augenblicke aber schrie ein Guckguck auf der nächsten Eiche — der Knabe zählte eins — zwei — drei — viermal — der Guckguck schwieg, und flog davon.

Richtig! Nun konnte der Peter das ganze Sprüchlein hersagen:

„Hahnenlise
Von der Waldwiese!
Höre mich und sage an:
Hast du keinen großen Hahn,
Der allzeit um vier Uhr früh
Dich geweckt und schrie:
Kikrikiki?!“

Der Knabe hatte das Sprüchlein kaum bis zum Ende hergesagt, da stand auch schon das Hahnweiblein vor ihm, und lächelte ihn gar freundlich an, und sprach: „Guten Abend, fleißiges Peterlein, guten Abend! Es freut mich, daß du das Sprüchlein so schön auswendig gelernt, obwohl dir der Guckguck hat darauf helfen müssen. Wenn du nun einen großen, schönen Haushahn von mir wirst erhalten haben, der dich jeden Morgen um vier Uhr richtig aufweckt, sollst du nichts mehr vergessen, Peterlein! Nun aber, komm mit mir! Ich muß dir doch auch mein Stüblein zeigen!“

Die Hahnenlise ging voran, und der Knabe folgte willig nach, weil es ihm nicht anders vorkam, als ob die Hahnfeder auf dem Binsenhütchen des Weibes ein Zeigefinger geworden sey, der ohne Unterlaß ihm winkte: „Komm nur! Komm nur! Es wird dich nicht reuen, wenn du mitgehst!“

In dem Stamme der Hagebuche war auf einmal eine Oeffnung zu sehen, so groß, daß gerade ein Mensch von mittler Größe und Stärke bequem hineingehen konnte. Die Hahnenlise war schon drinnen, und man sah nichts mehr von ihr. Das kam dem Peterlein doch viel zu schauerlich vor, als daß er nicht zaudern sollte. Da war es ihm aber, als hörte er eine leise,

lockende Stimme: „Komm, sollst den schönsten, wachbarsten Haushahn haben!“ Dieß wirkte; denn er dachte daran, daß der Tag der Schulprüfung vor der Thüre stehe, und er noch Manches lernen müsse. Mit einem Sprung war er innerhalb der Oeffnung — aber, ach, mit einem entsetzlichen Angstschrei unter der Erde auch schon versunken. —

Es schlug viermal der Hammer einer rauchigen, hölzernen Wanduhr auf eine nebenan befestigte Glasglocke, und die Stimme eines Haushahn's ließ sich so gewaltig hören, daß der Peter auffuhr aus dem Schlafe, der seit dem Hinabsinken unter die Erde fast einem bewußtlosen Zustande gleich gewesen war. Aber, o Wunder! Das Krähen des Hahns hatte ihn so heiter und frisch gemacht; heiterer und frischer, als er je einmal beim Erwachen ohne Hahngeschrei gewesen zu seyn sich erinnern konnte. „Guten Morgen, Peterlein, guten Morgen! Hast gut geschlafen, Junge?“ redete das Hahnweiblein, das plötzlich neben dem Bette stand, den Erwachenden an. Und gar seltsam lächelnd fuhr sie fort: „Habe dir ein Pröbchen geben wollen von der Wachbarkeit des Hahns, den ich dir schenken werde, Peterlein! Nicht wahr? der hat eine helle kräftige Stimme! der ist ein verlässiger Wecker, pünktlich morgens vier Uhr, ganz nach deinem Wunsch und Willen, du fleißiges Büblein! Ei, ei! Das wird eine Freude seyn, wenn nun bald die Zeit der Schulprüfung herankommt, und der Hahn und das Peterlein ihre Schuldigkeit gethan haben! — Nun aber folge auch fein dem kräftigen Vogelschrei, und stehe auf! Wasche dich, und kleide dich an, und bete dabei ein andächtig Sprüch-

lein. Dann kannst du dich wohl ein wenig in meiner kleinen Wohnung umsehen, bis ich in der Küche ein gut Stück von einem Haselhuhn, das mir mein schlauer Fuchs heimgebracht, mit Erdbirnen und Triffeln zusammen brate. Ach, du armes Peterlein, wirst hungrig seyn! Hast ja nichts zu essen bekommen seit gestern Mittag, du armes Peterlein!"

Sie streichelte lächelnd in der Freude, daß sie diesem Uebelstand abhelfen könne, die Wangen des staunenden Knaben, und trippelte in die Küche hinaus, einen kräftigen Imbis herzurichten.

Nun sah sich der Peter in der Stube um; unter dem Ofen lag ein schöner, goldgelber Fuchs, dessen Augen voll Schlauheit und scharf, wie zwei Messerspitzen, aus den Augenhöhlen hervorragten. Unter einem Stuhle lag ein Faulthier, das, so lange Peter es auch betrachtete, nicht die geringste Bewegung machte, sondern mit der dummsten Miene von der Welt den neuen fremden Gast anstarrte. Ueber dem Kopfe des Knaben aber — da ging es freilich lebendiger hin und her; da flatterte und flog es d'runter und d'rüber, als ob alle Vögel aus der Arche Noah's in der kleinen Stube der alten wunderlichen Waldnixe beisammen seyen. Es waren aber lauter Hähne, große, schöne Haushähne, welsche Hähne, Pfauenhähne, Haselhähne, Spielhähne, Birkhähne, Repphähne, und wie die Hähne der alten und neuen Welt alle heißen mögen. Der eine schrie: „Kikri!" Der andere: „Kiki!" Der dritte: „Kluklu-klu!" Der vierte: „Rururu!" Der fünfte: „Ticktticktick!" Der sechste: „Tacktacktack!" Der siebente: „Tucktucktuck!" Und so fort. Alle aber wurden von dem schönsten und

größten Haushahn übertroffen, der majestätisch auf einer Stange zu oberst in der Stube saß, mit seinen Flügeln um sich schlug, den Hals streckte, den Schweif stellte, und so gedehnt, als es nur seyn kann, und mit einer Kraft, die Einem das Gehör hätte rauben können, aus weitgeöffneter Kehle schrie: „Kikrikiki!“ —

Recht sehnsüchtig sah das fleißige Peterlein zu dem Haushahn hinauf, und dachte sich: „Der sollte mein seyn!“ Da trat das Hahnweiblein herein, und lächelte den Knaben an, weil sie wohl wußte, was er dachte, und stellte den Braten auf den kleinen Tisch, mit der Ermahnung: „Nun laß dir's nur schmecken, Peterlein!“ „Und, setzte sie hinzu, während du deinen Hunger stillen magst, will ich dir meine Jugendgeschichte erzählen, die dir als warnendes Exempel dienen soll, wie weit man es mit der Faulheit bringt. Es wird dir diese Erzählung von großem Nutzen seyn, wenn du sie die ganze Zeit deines Lebens hindurch beachten willst. Hier steht auch ein Krüglein mit süßem Birkensaft! Trinke, Söhnlein, trinke fein! Du sollst auch nicht Durst leiden in der Stube der alten Hahnenlise, bei der du einen großen Batzen giltst, du herziges Söhnlein!“

Der Knabe, der hungrig und durstig war, ließ es sich nicht zweimal sagen. Er griff wacker zu, während das Hahnweiblein erzählte: „Ich war einmal so ein schmuckes Mägdlein, als du ein schmucker Junge bist. Allein, was hilft das, wenn man sich nicht von Jugend an alle Mühe giebt, zu einem schmucken Körper einen allzeit fertigen, munteren und aufgeweckten Geist zu kriegen? Meine Eltern waren die reichsten Leute in der ganzen Gegend. Das wußte ich schon als Kind, und wollte darum nichts lernen. Ich aß und trank und schlief — das war meine ganze Beschäftigung. Denn,

dachte ich, warum soll ich mich plagen? Ich bin ja das einzige Töchterlein, und werde einmal reich genug seyn, um mir Leute zu halten, die für mich arbeiten. Ich versäumte Kirche und Schule und Hauswesen durch einen Schlaf, der täglich so lange dauerte, bis man Mittag läutete. Und nach dem Mittagessen streckte ich die faulen Glieder, und gähnte und legte mich in's kühle Gras im Garten hinter dem Hause, oder wenn ich mir gerade was rechts Gutes anthun wollte, ging ich wohl auch hieher, und legte mich unter den Schatten der Hagebuche, und ließ mich von den Grasmücken und Nachtigallen in Schlummer singen. So kam der Abend, der mich wieder zum Essen heimrief, und nach dem Essen erst zum tüchtigen, festen Schlafe in das Flaumbett, das mir das Liebste von der Welt war."

„Mein Vater ärgerte sich darüber zu Tode, weil meine Mutter aus falscher Liebe zu mir, die er oft verfluchte, diesen meinen faulen Lebenswandel nach Kräften unterstützte. Nach dem Tode des Vaters aber sah sie ihren und meinen Fehler endlich ein — und wollte mich nun zum Lernen und Arbeiten anhalten. Allein die Wurzel der Trägheit war so tief in mich eingedrungen, daß sie nicht mehr ausgerissen werden konnte. „Steh' auf, faule Lise, steh' auf!" rief die Mutter jeden Morgen wohl zwanzigmal. Aber die faule Lise drehte sich im Bette um, und murrte, und verschlief Kirche, Schule und Hauswesen. Und wenn ich endlich einmal in die Schule kam, so war ich so faul und dumm, daß mich der alte Schulmeister in einer Stunde dreihundert und fünf und sechszigmal zum Guckguck wünschte. Und sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen, wie du im Verlauf der Erzählung erfahren wirst." —

„Auf dem Sterbebette hatte mein Vater meiner Mutter ein Kästchen gegeben, mit den Worten: „Da

hast du ein Vermächtniß für die faule Lise. Wenn ich gestorben bin, so stelle das Kästchen unter ihr Bett; und wenn dessen Inhalt sie nicht munter macht, so ist sie für immerhin verloren. Hab' aber ja Acht, daß diesem Vermächtniß nichts Böses begegne; denn es hängt mit deinem eigenen Leben zusammen."

„Die Mutter stellte das Kästchen unter mein Bett — und morgens früh um vier Uhr weckte mich auf einmal das Geschrei: „Kikrikiki!" Der Vater hatte einen großen Haushahn als Wecker für mich bestellt, der mir vom ersten Augenblicke an nicht nur durch sein wildes Krähen, sondern noch mehr durch das Gebot der Mutter, daß ich ihn täglich fleißig füttern müsse, in die Seele tief hinein verhaßt war. Ich sann sogleich auf ein Mittel, des lästigen Weckers los zu werden; und endlich fiel mir ein, es sey das Beste, ein tödtend Gift unter sein Futter zu streuen. Der Hahn krähte nun nimmermehr, und wurde traurig und krank; aber auch die Mutter wurde krank und verzehrte am ganzen Leibe, und starb vor Gram und Herzeleid in derselben Stunde, da der Hahn im Kästchen sein Leben endete."

„Ich war durch meine Faulheit an Seele und Leib schon so stumpf geworden, daß mich auch der Tod der Mutter nicht mehr erwecken konnte. Ja, ich hatte fast eine heimliche Freude, weil ich mich nun allein wußte mit einem großen Reichthum, den ich ganz auf ein müßiges, träges und nach meiner Weise bequemes Leben verwenden wollte. — Nun war ich vor Allem darauf bedacht, an dem alten Schulmeister, der mir wegen dem Vermächtniß meines Vaters den Spottnamen „Hahnenlise" aufgebracht hatte, mich recht tapfer zu rächen. Ich ging noch einmal in die Kirche und in die Schule, nur allein, um dem Griesgram, wie ich ihn nannte,

sagen zu können: „Herr Schulmeister, heute bin ich das letzte Mal da gewesen!" Der alte Mann aber war recht ärgerlich über meine Worte; er weinte fast vor Unmuth, und ballte die Faust gegen mich, und rief mir nach: „So wünsch' ich dich, faule, nichtswürdige Hahnenlise, von ganzem Herzen das letzte Mal zum Guckguck!" —

„Ich aber lachte so eifrig und unverschämt, als es meine Faulheit nur immer zuließ, und wankte über die Wiese, und kauerte mich unter die Hagebuche am Wäldchen, um von den Grasmücken und Nachtigallen in Schlummer gelullt zu werden. Doch, da war keine Nachtigall, keine Grasmücke mehr; sondern auf der nächsten Eiche saß ein Guckguck, der in Einem fort schrie: „Guckguck! Guckguck!" —

„Jetzt fiel mir der Schulmeister Griesgram ein; und es befiel mich eine so entsetzliche Angst, daß ich augenblicklich in einen festen Schlaf oder in den Tod verfiel, was ich bis auf diese Stunde noch nicht recht sagen kann. Mir schwindelte vor den Sinnen und ich hatte allerlei Bilder zu gucken, in denen ich nun stets die abscheulichste Hauptfigur bin. Das allerfürchterlichste war für mich, daß ich in früherer Zeit Tag und Nacht in dem Faulthiere stecken mußte, das du dort unter dem Stuhle ohne alle Regung liegen siehst. Denn obgleich ich als Mensch manche elende Eigenschaft von diesem Thiere an mir trug, so hatte ich doch vor dem Thiere selbst einen grenzenlosen Abscheu; und es gab für mich keine größere Strafe, als daß ich seine Gestalt annehmen mußte. Ich weinte Tag und Nacht, was ich früher in meiner Faulheit nicht einmal gethan habe; und dabei machte ich den festesten Vorsatz, gewiß fleißig und unverdrossen mein täglich Geschäft ver-

richten zu wollen, wenn ich nur kein Faulthier mehr seyn dürfte. Ich verfluchte die goldenen Schätze, die neben mir aufgehäuft lagen, und deren Besitz meine Trägheit nur befördert, statt vermindert hatte."

„Mein fester Vorsatz, mein Seufzen und Sehnen nach einem erträglichen Zustande verhalfen mir endlich zu der Lebensweise, in der ich mich jetzt befinde. In einem Traume nämlich erschien mir der Geist meiner verstorbenen Mutter, der mir zuerst wohlverdiente Vorwürfe machte, dann aber in folgender erquicklicher Weise sich hören ließ: „Der Zwang, durch den du bisher täglich im Faulthiere stecken mußtest, soll von dem Augenblicke an aufgehoben seyn; doch wird die Gestalt des Faulthieres, die dich fortan an deine Trägheit erinnern soll, immerhin unter deinem Stuhle verweilen. Weil du aber das Vermächtniß deines Vaters, den großen Haushahn, der dich zur Munterkeit wecken sollte, vorsetzlicher Weise aus der Welt geschafft, was die Ursache meines Kummers, folglich auch meines Todes war, — so mußt du von nun an täglich den Wochenmarkt des nächsten Ortes, wo Menschen wohnen, besuchen, und mit deinem Reichthume alle Hähne aufkaufen, bis endlich ein fleißiges Kind zu Markte kommt, um sich einen Haushahn auszusuchen, der es früh morgens durch lautes Krähen zum Lernen und Arbeiten aufwecke. Hast du ein solches aufgefunden, dann erst wirst du von diesem elenden Zustande erlöſ't werden, um dich mit mir in einem glücklicheren Lande vereinigen zu können." — So sprach der Geist meiner Mutter, sah mich wehmüthig an, und verschwand. Morgens darauf aber eilte ich, was ich konnte, auf den Markt; denn ich meinte, ein so eifriges Kind müßte sich bald sehen lassen. Allein ich habe mich jämmerlich getäuscht; denn es müssen

jetzt wohl schon hundert Jahre vorüber seyn, daß ich den Wochenmarkt besuche; das kannst du mir an den großen Runzeln meines Gesichtes und an meinen tief liegenden Augen absehen. Ich war nicht wenig darüber erbittert, meinen Gang nach dem Markte immer und immer umsonst thun zu müssen. Und aus Aerger und Verdruß, weil ich nie ein so eifriges Kind aufspüren konnte, kaufte ich seit der Zeit alle Hähne zusammen, oder ich riß ihnen eine Feder unter dem rechten Flügel aus, worauf sie das Krähen verlernten."

„Mein Kummer und Jammer wirkte nun allmählig auf meine Körperskräfte, die durch das hohe Alter ohnehin sehr erschöpft sind, so nachtheilig, daß ich wohl einsah, ich werde den Gang nach dem Markte bald nicht mehr unternehmen und folglich nie den glücklichen Augenblick meiner Erlösung erscheinen sehen können. Aber eine große Hahnfeder, die ich zufällig auf mein Hütlein steckte, hat mir aus der Verlegenheit geholfen. Sie hat eine Kraft, wie ein Wünschelrüthlein. Setz' ich das Hütlein auf den Kopf, so wackle ich munter nach dem Wochenmarkte — und habe nun endlich das Glück gehabt, in deiner Person, du fleißiges Peterlein, meinen Retter zu finden. Damit du aber meine Dankbarkeit erkennen mögest, schenk' ich dir den großen, schönen Haushahn, der dir, wie ich wohl bemerkt habe, so gar gefällt, und so über alle Massen laut Kikrikiki schreit. Geh' nun, lieb Peterlein, und nimm den Vogel, und laß dich nur wecken von ihm in der goldenen Morgenstunde. Dann wenn du fleißig gelernt hast, wirst du dich in der Schulprüfung, die dir bevorsteht, vortrefflich auszeichnen; wirst auch, ausgerüstet mit Fleiß, Eifer und Kenntnissen, noch manche andere Prüfung in der Welt tapfer bestehen, glücklich seyn, An-

dere glücklich machen, und von allen bessern Menschen geachtet werden."

So sprach die Hahnenlise, streichelte die Wangen des fleißigen Peterleins, der vor Staunen und Verwunderung Essen und Trinken vergessen hatte, lockte den großen, schönen Haushahn von der Stange herunter, und gab ihn dem Büblein unter den Arm, mit den Worten: „Da nimm, und füttere ihn doch fleißig, damit er ja recht wachbar seyn möge! Kikrikiki!" —

Der Peter besann sich nicht lange, nahm voll Freude den Hahn, und versuchte sogleich, ob er antworten könne, und schrie: „Kikrikiki!"

Der Hahn aber krähete aus vollem Halse, lauter, als Hahnenlise und Peter zusammen es konnten: Kikrikiki! Und der Peter mußte hellauf lachen vor herzlichem Vergnügen. Er wollte für den Hahn das Pathengeschenk in der Tasche bezahlen. Allein die Lise schüttelte den Kopf, und sagte: „Warum nicht gar? Bin ich ja doch deine Schuldnerin, weil du mich aus diesem Elende endlich erlöset hast. Ich will aber auch meine Schuld redlich abtragen, Peterlein! Höre nur, und merke wohl! Von nun an wirst du mich selbst nicht mehr sehen; denn ich werde nun in das Land kommen, wo der Geist meiner Mutter ist. Mein Binsenhütlein mit der Hahnfeder aber bleibt unter der Hagebuche verborgen. Die Hahnfeder ist für den, der Lesen, Schreiben, und dergleichen Dinge gut gelernt hat, überdieß, daß sie Einem auf die Beine hilft, noch von anderm ersprießlichen Nutzen. Ich habe nie was gelernt; für mich also ging der bessere Theil ihrer Zauberkraft verloren. Dir aber, fleißiges Peterlein, wird sie dereinst großen Vortheil gewähren. Und wenn du einmal im Sinne hast, dir mit der Feder etwas verdienen zu

wollen, darfst du nur unter die Hagebuche kommen. Der Guckguck, der dir erst zum ganzen Sprüchlein, mit dem du mich gerufen, verholfen hat, wird dir gewiß auch den Ort, wo ich die Feder verborgen habe, entdecken. Denn seitdem der alte Schulmeister gestorben ist, ist der Guckguck gar ein wackerer Vogel geworden, der mit seinem Rufen viel Glück verkündet. Man sagt, der brave Mann habe über mein plötzliches Verschwinden, da er mich das Letztemal zum Guckguck gewünscht, sich so entsetzt, daß er den Adler, den König der Vögel, unterthänigst gebeten habe, den Guckguck von nun an zu einem Glücksvogel zu machen, was auch geschehen ist. — Also! Gehab dich wohl, fleißiges Peterlein! Vergiß nicht, was ich dir sagte! Sey aber auch immerhin fleißig, und bestrebe dich vor Allem, die Feder gut anzuwenden." —

Kaum hatte die Alte so gesprochen, da wurde die Stube mit einem purpurrothen Dunst angefüllt. Und unter dem Geschrei der verschiedenen Hähne: „Kikri! Kiki! Kluklu! Rururu! Ticktickick! Tacktacktack! Tucktucktuck!" wobei unserm Peterlein Hören und Sehen verging, waren Stube und Hahnenlise, Fuchs und Faulthier und Hähne verschwunden. Und das fleißige Peterlein erwachte morgens vier Uhr in dem Kämmerlein seiner Mutter, aufgeweckt durch den willkommenen Ruf: „Kikrikiki!" —

Er rieb sich lange die Augen, schlug sich vor die Stirne, rüttelte die Ohren, und wußte nicht, wie ihm geschehen war. Weil er aber die Mutter so sorglos neben sich schlummern sah, und daraus schließen konnte, daß sie keine Angst um ihn gehabt; ja da sie, kurz nach ihrem Erwachen, ihm erzählte, daß gestern Abends das Hahnweiblein ihn auf ihren Armen fest schlafend daher-

gebracht habe sammt einem großen Haushahn, dem Büblein zum Geschenke — da war der Peter mäuschenstille, machte sich weiters nichts daraus, und dachte bei sich: „Sey dem, wie ihm wolle! Ich bin zufrieden, weil ich einen pünktlichen Wecker habe!“

Der Haushahn that seine Schuldigkeit — und das fleißige Peterlein auch. Und da die Schulprüfung vorüber war, hieß es in der ganzen Gegend: „Der arme Peter ist der Erste geworden.“ — Der reiche Bauer aber prügelte seinen Sohn, den dummen Schlafhans, nicht wenig, weil er das ganze Jahr hindurch das Eselsbänklein hatte hüten müssen. Da schrie der Schlafhans, der einen Groll auf den fleißigen Peter hatte: „Laßt mich nur! Was kann ich denn dafür! Der Nachbar hat gelogen, da er sagte, der Fuchs habe meinen Hahn eholt! der Peter ist der Fuchs! Er hat mir meinen Hahn gestohlen! Ich habe gestern meinen großen Hahn krähen gehört in seiner Stube! O, ich kenne die Stimme meines großen Hahn's! Hätt' ich meinen großen Hahn gehabt, dann wär' ich der erste geworden! Meinen großen Hahn will ich — und der Peter ist ein Spitzbube!“ —

Endlich ließ der Bauer nach, seinen Sohn zu prügeln, und sagte: „Haushahn hin, Haushahn her! Hat man dir nicht Hähne genug gekauft? Hab' ich nicht selbst viel Dutzendmal den wachbarsten Hahn vorgestellt, wenn ich morgens vier Uhr mit der Peitsche vor deinem Bette stand? Du bist doch der alte, faule Schlafhans geblieben. Und nun willst du noch den armen, fleißigen Peter in ein schlecht Gerede bringen? Wohlan, so komm mit mir in die Hütte der Wittwe! Wir wollen nachsehen! Findet sich aber dein Haushahn nicht vor, und bist du ein Lügner, wie du ein Faullenzer

bist — dann hoffe keine Gnade mehr. Ich will dich einsperren bei Wasser und Brod; und der arme, fleißige Peter soll deine Stelle einnehmen in dem Hause des reichen Bauern."

Der zürnende Vater ging mit dem faulen Hans nach der Wohnung der Wittwe, und fand zu seinem nicht geringen Staunen die Aussage des Sohnes bestätigt. Denn beim Eintritte in die Stube grüßte ihn der schöne Haushahn, den er augenblicklich als den ehemaligen Wecker seines Sohnes erkannte, mit einem kräftigen: Kikrikiki! Der Bauer runzelte die Stirne und machte ein finster Gesicht, während der Schlafhans, ein grober derber Bursche, das schwächliche und ängstliche Peterlein beim Halse packte, und schrie: „Wo hast du den Hahn her, du arger Schelm? Das ist mein großer, schöner Haushahn, der mir um kein Geld und Gut feil gewesen, weil er mich so pünktlich weckte. Bekenn' es nur, gestohlen hast du mir den Hahn, weil es dich ärgerte, daß ich mit seiner Wachsamkeit stets der beste Schüler war, wie der alte Schulmeister noch heute bezeugen muß. Nun aber bin ich der Letzte geworden, weil ich keine Freude am Lernen mehr hatte, da mir der schöne Haushahn abhanden gekommen. Du, du bist Schuld an meiner Schande, elender Bube!"

Bei diesen Worten heulte der Schlafhans, wie ein recht ungezogener Gassenjunge, um auf seine Worte mehr Gewicht zu legen, und das Herz seines Vaters für sich zu gewinnen. Der arme Peter aber betheuerte, und sagte: „Hans, wie kannst du von mir so Schlechtes denken? Ich sollte dir den Hahn gestohlen haben? Pfui, Hans! Das ist eine Verläumdung aus deinem Munde, über die du einst Rechenschaft geben mußt vor dem ewigen Richter. Ich aber will dir die Wahrheit

sagen. Ich wußte nicht, daß dieser Hahn je einmal dein Eigenthum gewesen. Ich hab' ihn zum Geschenk bekommen von der Hahnenlise." —

„Ja, fiel die arme Mutter ihrem lieben Söhnlein in die Rede, ja, das ist wahr! Das kann ich vor Gericht sagen, und fürchte mich nicht. Vor einigen Wochen trat die Hahnenlise in meine Stube und brachte den Hahn, meinem Büblein zum Geschenke, wie sie sagte. Es ist ein schöner, wachbarer Hahn, sagte sie weiter. Ein dummer, fauler Bube, dem der Hahn lästig geworden, hat ihn mir vermacht, wogegen ich ihm versprechen mußte, mit meiner geheimen Zauberkraft zu bewirken, daß er jeden Tag so lange schlafen könne, bis seine Mutter die Dienstboten zum Mittagessen rufe. Dein Peterlein aber will nicht so lange schlafen; dein Peterlein will früh morgens beten, lernen und arbeiten. D'rum soll dein Peterlein, der mich gar oft vor den rohen Gassenbuben beschützt, den großen Haushahn haben, der ihn regelmäßig früh morgens vier Uhr wecken wird: Kikrikiki!" —

Der Schlafhans wurde blaß, wie eine Leiche, da er sich auf einmal verrathen fühlte. Der reiche Bauer stutzte, und sah ihn verdrüßlich an. Dießmal aber war der Schlafhans nicht faul; sein böses Gewissen ließ ihm keine Ruhe. Er sann auf eine List, sich aus der Stube machen zu können. „Lügenzeug! schrie er: Dieberei und Lügenzeug! Das Bettelvolk will mich verläumden, daß ich noch mehr Schläge bekomme. Doch ich will mir Recht verschaffen! Ich gehe nach dem Walde zur Hahnenlise, und hole sie hieher. Und sie soll euch Lügen strafen, ihr bösen Leute!"

Nun eilte er aus der Stube, so schnell es seine sonstige Faulheit gestattete, und ging dem Walde zu,

nicht, wie er behauptete, die Hahnenlise herbeizuholen, sondern mit Koth und Steinen nach ihr zu werfen, weil sie ihn verrathen hatte.

Als er vor der Hagebuche stand, schrie er aus vollem Halse: „Hahnenlise! Hahnenlise!“ Allein es ließ sich kein Hahnweiblein sehen. Da dachte der dumme Schlafhans: „Ich muß das bekannte Sprüchlein sagen; dann kommt sie gewiß heraus; denn wie sie etwas zu schachern weiß, ist sie nicht die Letzte. Er sann daher ein paar Minuten nach, ob das Sprüchlein in seinem gar zu leeren Hirnkasten sich noch vorfinde. Und endlich klatschte er in die Hände, und rief:

„Hahnenlise, komm heraus,
Wenn du kannst aus deinem Haus!
Kaufe mir ab meinen großen Hahn,
Daß ich recht lange schlafen kann!
Hi, hi, hi!
Kikrikiki!“ —

Die Hahnenlise kam — nicht heraus. Aber sein großer schöner Haushahn kam auf einmal in der Luft dahergeflogen, worüber der Schlafhans nicht wenig erstaunte. Doch sein Staunen währte nicht lange; denn er fühlte sich auf einmal so träge und schläfrig, daß er auf das Gras unter der Hagebuche hinbaumelte, und seiner Sinne nur mehr so lange mächtig war, um sehen und fühlen zu können, daß der Hahn im hohlen Baumstamme verschwinde, er selbst aber allmählig in die Gestalt eines Faulthieres sich verwandle. Dann war's um ihn geschehen.

Der reiche Bauer in der Stube der armen Wittwe war nicht wenig erschrocken, und das Weib selbst, und das fleißige Peterlein staunten und jammerten, da der Haushahn durch das offene Fenster so schnell, wie eine Schwalbe, davonflog. „Wir wollen ihm nacheilen, rief der Peter, ich seh' es, er fliegt der Hagebuche zu!“

Alle drei machten sich eilig auf den Weg. Da sie aber an der Hagebuche ankamen, konnten sie keinen Hahn entdecken, so eifrig sie auf alle Bäume rechts und links ihre Blicke richteten. Das Peterlein dachte: „Der Hahn ist zu der Hahnenlise zurückgekehrt! Ich

will das Weiblein rufen: Vielleicht erscheint sie noch einmal, gibt den Hahn wieder heraus, und zugleich das Zeugniß, daß ich ihn nicht gestohlen, sondern sie ihn mir geschenkt habe!" —

Er stellte sich dicht vor die Hagebuche, und rief:

„Hahnenlise
Von der Waldwiese!
Höre mich, und sage an:
Hast du keinen großen Hahn,
Der allzeit um vier Uhr früh
Dich geweckt, und schrie:
Kikrikiki!"

Allein, ob auch der Peter das Sprüchlein dreimal hersagte — die Hahnenlise ließ sich nicht sehen. Auf den Zweigen der Hagebuche aber gaukelte der Guckguck, und schrie in Einem fort: „Guckguck! Guckguck!" Und flatterte hernieder bis auf das tiefste Zweig, das fast den Boden berührte.

„Was ist denn da zu gucken?" spottete der reiche Bauer; fuhr aber zugleich mit einem Schrei des Entsetzens zurück, weil er im Grase ein Faulthier entdeckte, das ihn mit so dummen und trägen Augen anstarrte, wie es sonst der Schlafhans gethan. „Da ist Hexerei mit im Spiele!" schrie er, bekreuzte sich, und lief davon.

Noch ärger aber war sein Entsetzen, da der Schlafhans von dem Augenblicke an nirgend aufzufinden war. Aus Kummer und Verdruß verläumdete er die arme Wittwe und das fleißige Peterlein, als ob sie mit dem Beelzebub im Bunde seyen, was die Wittwe so tief schmerzte, daß sie kurze Zeit darauf aus Gram und Herzeleid das Zeitliche segnete.

Das Peterlein aber hatte kein Aufkommen mehr in der ganzen Gegend. Seine Schulkameraden flohen ihn — und er war doch das unschuldigste Peterlein von der ganzen Welt.

Da weinte er recht von Herzen, daß es ihm so schlecht ergehen müsse. Doch faßte er endlich den Entschluß, in der weiten Welt sein Glück zu suchen. Er ging auf den Kirchhof, und nahm Abschied von dem Grabe seiner verstorbenen Mutter, und verließ, ein

Bündelchen unter dem Arme, sein kleines Häuslein, das so verschrieen war, daß es ihm kein Mensch abkaufen wollte.

Ohne Gut und Geld, nur mit einigen Schulkenntnissen, der Frucht seines Fleißes, ausgestattet, zog er auf dem Fußweg über die Wiese hinaus. Da fiel ihm bei, daß die Hahnenlise das Hütchen mit der Hahnfeder ihm versprochen habe. Darum ging er noch einmal unter die Hagebuche, besann sich auf ein Verslein und rief:

„Hahnenlise
Von der Waldwiese!
Hast du auch keinen großen Hahn,
O so deute mir nur an,
Wo ich das Hütchen finden kann,
Und die geschickte Feder d'ran!"

Da ließ sich der Guckguck wieder sehen auf der Hagebuche, gaugelte und flatterte und schrie: Guckguck! Guckguck!" Und flog endlich hernieder in den hohlen Baumstamm, wo er alsbald verschwand. Der Peter guckte hinein, und sah zu seiner größten Freude das Hütchen mit der schönen Hahnfeder. Ein goldener Schatz wär' ihm nicht lieber gewesen. Er setzte sich das Hütchen auf den Kopf, und nun ging's so flink vorwärts, als ob er Hirschfüße bekommen hätte; ja, es war ihm oft, als ob er fliegen könnte.

Tags darauf befand er sich schon in einer großen Stadt, deren Namen ihm gar nicht bekannt war, woraus er schloß, daß er schon über hundert Meilen von seiner Heimath entfernt seyn müsse. Denn die Namen aller Städte auf hundert Meilen hatte er ja fleißig in der Schule gelernt. „Ei, ei, dachte er, bei mir trifft das Sprichwort genau ein: Er kann mit der Feder gut fort."

Nun aber plagte ihn Hunger und Durst; und er mußte darauf sinnen, wie er durch die Feder Speis' und Trank gewinnen könne. Weil er was gelernt hatte in der Schule, so standen ihm auch gleich mehrere Pläne zu Gebote; und er wählte den ersten Besten, dessen Ausfuhrung der Seltenheit wegen ihm auch am schnellsten Verdienst und Lohn eintragen sollte.

Er ließ sich als Läufer melden am Hofe des Fürsten, und wollte vor Tausenden eine Probe seiner Kunst von sich geben. Der Fürst bestimmte den andern Tag — und hatte eine ungemeine Freude über das Gelingen der harten Probe eines so kleinen Männleins — und machte das Peterlein zu seinem Leibläufer.

Da gab's nun Ruhm und Verdienst genug. Allein nach einiger Zeit kam's dem Peter vor, als ob diese Beschäftigung doch nicht ehrenwerth genug für ihn sey, und daß er in der Schule von jeher den jungen Geist nicht darum angestrengt habe, um für alle Zeit der Leibläufer eines Fürsten zu bleiben. Da fiel ihm die Rede der Hahnlise bei: „Die Hahnfeder ist für den, der Lesen, Schreiben und dergleichen Dinge gut gelernt hat, überdieß, daß sie Einem auf die Beine hilft, noch von anderm ersprießlichen Nutzen. Ich habe nie was gelernt; für mich also ging der bessere Theil ihrer Zauberkraft verloren. Dir aber, fleißiges Peterlein, wird sie dereinst großen Vortheil gewähren!"

Der Peter, aus Begierde, diesen bessern Theil der Zauberkraft kennen zu lernen, löſ'te jetzt die Feder von dem Hütchen. Und kaum hielt er sie zwischen dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, da war es ihm, als müßte er Alles, was er dachte, viel reiner, richtiger und klarer, als er es dachte, niederschreiben. Aeußerst freudig überrascht, nahm er sogleich Papier und Tinte, tauchte die Feder ein, und ließ ihr freien Lauf — und in einer Stunde las er die ausgedachtesten Gedanken, von der Feder übergetragen in feingestellte Wortsätze. Er hüpfte vor Lust und Wonne, und war so außer sich, daß er nicht einmal hörte, wie der Fürst, der unvermerkt ihm nahe gekommen, ihn anredete. Endlich aber antwortete er auf die Frage: „Peterlein, was machst du da?" mit tiefer, ehrerbietiger Verbeugung: „Mein hoher, gnädiger Herr, ich habe als fleißiger Junge manch Schönes gelernt in der Schule — und nun wollte ich doch probiren, ob mir noch was übrig geblieben von meinen Kenntnissen, und ob ich nicht alles Gehirn weggelaufen habe auf den Schnellreisen, die ich für Eure Herrlichkeit unternommen."

Der Fürst lächelte, und meinte: „Das wird was Rechtes seyn!“ — Der Peter aber nahm sich die Freiheit, das Papier seinem Herrn darzureichen. Der Fürst hatte das Geschriebene kaum zur Hälfte gelesen — da sah er den Läufer mit großen Augen an. Und als er fertig war, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen aus lauter Staunen und Freude, und rief: „Ei, der Tausend! Peter, du bist ein Gedankenläufer! Was ich schon lange im Kopfe hatte, und nicht zu Papier bringen konnte — das finde ich hier so klar niedergeschrieben, als hättest du es aus meinem Hirnkasten geholt. So wahr ich der Fürst des Landes bin — du sollst von nun an nicht mehr mit den Füßen laufen; sondern ich will deine Feder in Anspruch nehmen und du sollst sie auf dem Papiere laufen lassen, daß kaum deine Gedanken nachkommen, du Tausendjunge!“

Der entzückte Peter mußte nun in der Hofkanzlei des Fürsten schreiben. Und wenn etwas Schwieriges zur schriftlichen Ausarbeitung vorkam, sagte der Fürst: „Gebt's nur dem Peter! Der kann mit der Feder gut fort!“ Am Ende wurde das fleißige Peterlein gar der Kabinetssekretair des gnädigen Herrn. Ja, man sagt, seine Feder sey so ergiebig gewesen, daß sie ihn nebenbei noch zum berühmten Schriftsteller stempelte. —

Der Schlafhans aber ist ein Faulthier geblieben.

B e r i c h t i g u n g.

Seite 100 Z. 3 v. u. statt Erdbeben lies Erdbeeren.
„ 120 letzte Zeile „ Sohne „ Sonne.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauberger, Wilhelm

Erzählungen und Mährchen Der gesammten edleren Lesewelt, besonders der reiferen Jugend dargereicht ; Mit einem Stahlstich ...

Bd.: 2

Regensburg 1843

Paed.pr. 251-41/44
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759100-4